

Illustrirte  
Frauen-Zeitung.

Nr. 4, 1. Blatt.

Monatlich zwei Nummern.  
Vierteljährlich 2½ M. = 1½ Guld.

Berlin, 16. Februar 1887.

(Ausgabe mit allen  
Kupfern: 4¼ M. = 2 Guld. 55 Kr.)

XIV. Jahrg.



J. Dindlacher

## Die Salzgräfin.

Roman von Paul von Szczepanski.

(Fortsetzung.)

Trotzdem ich noch einige Tage Zeit gehabt hätte, trieb es mich doch, sofort nach dem Hotel zu gehen, um die besten Zimmer mit Beschlag zu legen. Tasczewski kam am Abend zu mir und erzählte mir, daß Irma von Proben und Vorbereitungen halbtodt und an eine ruhige Stunde mit ihr gar nicht mehr zu denken sei; aber sie fürchte sich nicht im Geringsten vor dem ersten Auftreten. Ich sagte ihm dagegen, daß Herr Schulze Wort gehalten und sich mit seiner Tochter angemeldet habe. Ich nannte ihm auch die Stunde ihrer Ankunft; darauf meinte er, daß für diese Zeit gerade die Generalprobe angelegt sei und Irma wie Herr Wiese-Warnsdorff jedenfalls darauf verzichten müßten, die Freunde auf dem Bahnhofe zu empfangen. Von sich selbst sagte er nichts, aber ich wußte ja, daß er zu thun hatte, und auch, daß er nicht präbendire, in Berlin die gleiche Rücksichtnahme von Seiten des Herrn Schulze und seiner Tochter zu finden, als in Czernowice. Um so mehr wunderte es mich, daß er augenscheinlich gar kein Gefühl dafür hatte, daß seine Braut im Begriffe war, sich in eine ganz andere gesellschaftliche Sphäre emporzuarbeiten, als diejenige, welcher er selbst angehörte. Trotzdem ich überzeugt war, daß das Band, welches sie nur äußerlich verknüpfte, mit einem jähen Ruck zerreißen würde, und daß der Schlag ihn um so härter treffen mußte, je plötzlicher er auf ihn fiel, wagte ich doch nicht, mit ihm darüber zu reden, um ihn vorzubereiten. Ich fürchtete, ihm wehe zu thun, und daß er mich doch nicht verstehen würde; auch hatte ich zu viel andere Gedanken im Kopfe. Aber daß er wohl fühlte, mit welchen Hoffnungen ich dem angekündigten Besuche entgegen sah, daß er von der Erfüllung meiner Wünsche überzeugt war und eine große, selbstlos theilnehmende Freude darüber in seinem Herzen empfand, das konnte ich in seinen Augen lesen, trotzdem er nicht einmal Anna's Namen nannte, als er mitten in das Gespräch und ziemlich zusammenhangslos hineinwarf: „Sie wird eine gute Herrin sein!“ Dabei lächelte er verlegen und wurde roth, als ob er fürchtete, sich schon zu viel herausgenommen zu haben.

Die Loge zu besorgen, hatte ich durch einige Zeilen Herrn Wiese-Warnsdorff gebeten, und er schickte mir die Billets mit einem sehr liebenswürdigen Briefe, in dem er sich entschuldigte, daß er aus dem schon erwähnten Grunde nicht auf dem Bahnhofe anwesend sein könne, und mich zugleich bat, an einem Souper theilzunehmen, das er nach der Vorstellung den mitwirkenden Künstlern zu geben beabsichtigte, und auch Herrn Schulze nebst Fräulein Tochter dazu einzuladen. Nun muß ich gestehen, daß es mir kein angenehmer Gedanke war, die Letztere in solcher Gesellschaft zu sehen, in der es immerhin doch ein wenig frei herzugehen pflegt, und ich antwortete daher, daß ich mein eigenes Erscheinen von den Dispositionen des Herrn Schulze abhängig machen müsse; daß dieser die gleichen Skrupel haben würde wie ich, davon durfte ich wohl überzeugt sein.

Natürlich fand ich mich pünktlich auf dem Bahnhofe ein, — zu pünktlich, denn ich mußte eine halbe Stunde bis zur Ankunft des Zuges warten. Dieses Mal hatte ich mich doch zu einem Bouquet entschlossen; wenn ich die Blumen auch nicht selbst gepflückt hatte, so konnte ich sie doch selbst überreichen, und man kann mir glauben, daß es aus den schönsten Rosen bestand, die in ganz Berlin aufzutreiben gewesen waren. Endlich dampfte der Zug in die Bahnhofshalle ein, und Herr Schulze winkte mir schon von Weitem aus dem Coupé-Fenster zu. Er nahm mit seinen breiten Schultern das ganze Fenster in Beschlag, sodaß ich von seiner Tochter nichts entdecken konnte. Ich fürchtete, sie könne vielleicht im letzten Augenblicke noch verhindert worden sein, die Reise mitzumachen, und verbarg daher meinen Strauß auf dem Rücken, denn es wäre doch zu lächerlich gewesen, wenn ich gleich damit zum Vorschein gekommen wäre, ohne ihn nachher an seinen Bestimmungsort befördern zu können. Aber thöricht war ich doch, daß ich gleich bei dem ersten Händeschütteln aus dem offenen Coupé-Fenster heraus mich nicht enthalten konnte, zu fragen: „Und Ihr Fräulein Tochter, Herr Schulze?“ Nun, Herr Schulze wußte ja längst, wie es um mich bestellt war; er lachte laut und gutmüthig, und während ich die Thür öffnete und ihm aus dem Wagen half, sagte er in seiner jovialen Weise: „Nur nicht ängstlich, junger Mann; die packt nur noch ihre tausend Kleinigkeiten zusammen, ohne die ein Frauenzimmer sich nun einmal nicht sechs Stunden im Eisenbahnwagen behelfen zu können glaubt.“ Das war natürlich nur ein Scherz; in Wahrheit war Fräulein Anna viel zu practisch, um unnöthigen Ballast mit in das Coupé zu nehmen. Sie hatte sich nur im Hintergrunde gehalten, und später hat sie mir gestanden, daß die Schultern ihres Vaters doch noch eine Spalte zum Durchblick übrig

gelassen hatten, durch die sie mich eher entdeckt hatte, als er, und daß sie ihn erst auf mich aufmerksam gemacht.

Ich kann mir die Erscheinung des Mädchens, welches man liebt, in keinem hübscheren Rahmen denken, als in dem einer geöffneten Coupé-Thür. Selbstverständlich muß der Zug nicht zur Abfahrt bereit stehen, sondern sein Reiseziel erreicht haben; der Blick, mit dem man sie anschaut, muß nicht der Gruß des Abschiedes, sondern die Freude des Wiedersehens enthalten. Wir haben uns viel gesagt mit diesem ersten Blick des Wiedersehens, während Anna dort in dem Rahmen der Coupé-Thür erschien, in einem entzückenden Reisekostüm, ein Ledertäschchen umgehängt und eine festverschmürte Col-lection von Schirmen und Stöcken in der Hand, welches Alles ihr in Gemeinschaft mit dem kleinen Federbrett etwas Fedes, Amazonenhafes gab. Dann reichte ich ihr meine Hand hinauf, auf die sie sich mit festem Drucke stützte; und als sie auf dem Perron stand, zog ich auch mein Rosenbouquet hinter dem Rücken hervor und reichte es ihr hin. Sie machte zuerst ein erschrockenes Gesicht, denn es war wirklich ein wahrer Koloß, dann aber steckte sie ihr feines Näschen in die duftenden Blumen und äugte dabei erröthend zu mir hinauf und zu ihrem Vater hinüber, was der wohl dazu meinen würde; und dann fühlte ich einen leisen Druck ihrer Hand, die ich noch immer nicht losgelassen hatte, und sie sagte in rechter Herzensfreude: „Wie schön, Herr von Kozierowski! So schöne Rosen haben wir nicht einmal in Czernowice.“

„Wir haben sogar noch gar keine,“ meinte trocken Herr Schulze. „Vor vier Wochen ist bei uns noch kaum daran zu denken. Aber in Berlin kümmert man sich den Teufel um die Jahreszeit! Du kannst Dich nachher bedanken, Annschen. Jetzt wollen wir nur machen, daß wir aus dem Gedränge kommen.“ —

Wir dinirten nach Verabredung zusammen im Hotel Petersburg, und nach einer Fahrt durch den Thiergarten plauderten wir eine Stunde auf dem Balcon des Café Bauer. Fräulein Anna war zum ersten Male in Berlin, und das großartige Treiben unter den Linden gefiel ihr so, daß sie meinte, ich sei um das interessante Leben unter so vielen Menschen zu beneiden. Als ich ihr dann aber sagte, daß man sich unter so vielen Menschen recht einsam fühlen könne, auch wenn es einem nicht an näheren und entfernteren Bekannten unter ihnen fehlt, verstand sie mich wohl, und wir kamen zu der übereinstimmenden Ansicht, daß mit unserm Glück und unserer Zufriedenheit die uns außerhalb unserer Häuslichkeit umgebenden Verhältnisse recht wenig zu thun haben. Herr Schulze fand das Gespräch viel zu ernst für Ort und Zeit und für unsere Jahre, in denen das Leben immer und überall schön sei, wie er scherzend behauptete, und er begab, die Dispositionen für die nächsten Tage zu entwerfen. Er selbst hatte hier und da geschäftlich zu thun und sich auch vorgenommen, mancherlei für ihn Interessantes zu sehen, wohin er seiner Tochter nicht zumuthen konnte, ihn zu begleiten, wie zum Beispiel den städtischen Central-Viehhof und die Osdorfer Nieselfelder. Für Museen und Galerien, die seine Tochter selbstverständlich zu sehen wünschte, gestand er dagegen ganz offen ein, nur wenig Interesse zu haben. Selbstverständlich war es mir keineswegs unangenehm, daß die Wege von Vater und Tochter sich in den nächsten Tagen mehrmals trennen würden, da es ja meine Aufgabe sein sollte, der letzteren als Cicerone zu dienen.

Fräulein Anna machte dann ein wenig Toilette, während Herr Schulze und ich im Salon das Steckenpferd der hohen Politik tummelten und zu der Ueberzeugung kamen, daß wir, wenn solches unseres Amtes gewesen wäre, die Geschichte der Welt ungefähr nach den gleichen Prinzipien gelenkt haben würden. Endlich erschien Anna, den Kopf in einen schwarzen Spitzenhawl gehüllt, was ihr ganz besonders reizend stand, — ach, ich habe damals, wie noch heute, Alles ganz besonders reizend an ihr gefunden! — und wir fuhren nach dem Theater.

Ich muß gestehen, ich hatte während des ganzen Tages recht wenig Gedanken für die Bedeutung dieses Abends gehabt, an dem sich Irma's Schicksal und damit auch dasjenige Tasczewski's entscheiden mußte. Aber als unser Wagen gezwungen war, eine ganze Weile in der langen Reihe von Droschken und Equipagen still zu halten, ehe wir vor dem Portal des umgebauten und glänzend renovirten Theaters vordringen konnten; als ich die gespannten Blicke der vielen Menschen sah, die alle an uns vorüberströmten, die berühmte polnische Sängerin Jadwiga Zamoyńska zu sehen, und als wir dann im Durchschreiten des Foyers allerlei hämische und auch manche freundliche Bemerkungen über den Componisten Herrn Wiese-Warnsdorff und über den neuen Stern am Berliner Theaterhimmel hörten, wurde ich doch unruhig. Mir fiel ein, daß Irma jedenfalls in großer Angst sei, und daß es ihr gut thun werde, ein besfreundetes Gesicht zu sehen und ein aufmunterndes Wort zu hören. Nachdem ich Herrn Schulze und Fräulein Anna in der Loge untergebracht hatte, bat ich sie daher um

Erlaubniß, mich einen Augenblick hinter die Coulißen begeben zu dürfen. Ich hoffte, bei der Gelegenheit auch Herrn Wiese-Warnsdorff zu treffen, um unser Fernbleiben von seinem Souper zu entschuldigen; denn wie ich wohl erwartet, hatte Herr Schulze auf meine zögernde Anfrage deswegen erklärt, seine Tochter sei doch wohl zu ermüdet von der Reise, um an dieser Gesellschaft noch theilnehmen zu können, und Fräulein Anna hatte nicht widersprochen.

Irma stand schon im Kostüm hinter der Scene und unterhielt sich mit Herrn Wiese-Warnsdorff, der, im tadellosen Frack, seine Operette selbst zu dirigiren sich entschlossen hatte; Director Quarisch und einige andere Herren vervollständigten die Gruppe. Sie waren mir alle von den Theater-Premieren her, denen beizuwohnen Pflicht oder Neigung sie antrieb, bekannt. Irma machte ein erfreutes Gesicht, als sie mich sah, und meinte, sie habe nicht geglaubt, daß ich noch so viel Zeit finden würde, mich um sie zu kümmern. Sie hielt ein großes Bouquet in der Hand, und ich schaute wohl fragend darauf hin.

„Der Herr von Czernowice,“ — sie konnte den allzu deutschen Namen ‚Schulze‘ nicht aussprechen, — „hat es mir eben in die Garderobe geschickt,“ sagte sie. „Es ist sehr freundlich von ihm, und ich möchte es nicht aus der Hand lassen, bis ich auftrete, denn ich glaube, es wird mir Glück bringen.“

Ich fragte sie, ob sie keine Angst habe, — leise, der Anwesenden wegen, die ja nicht wissen durften, daß sie eine Anfängerin war. „Der vielen Leute wegen?“ meinte sie. „Was können die mir thun? Und passen Sie auf, Herr von Kozierowski, ich werde meine Sache nicht schlecht machen.“

„Göttlich wird Fräulein Zamoyńska sein,“ fiel sofort ein alter Theater-Habitué ein, von dem die Sage ging, daß er in jede Theaterdame verliebt gewesen sei, die sich seit vierzig Jahren auf irgend einer Berliner Bühne gezeigt hatte. Die ‚Zamoyńska‘ zuckte die Schultern; die Vorberthigung schien sie wenig zu rühren.

„Ist Tasczewski hier?“ fragte ich leise. Ich wunderte mich darüber, ihn nicht hinter den Coulißen zu finden.

„Er sitzt im Parlett, nicht weit von Ihrer Loge,“ erwiderte Irma, und es klang ein leiser Unmuth durch ihre Worte. „Der Director und Herr Wiese-Warnsdorff wollen nicht, daß er sich hinter den Coulißen zeigt, damit die Leute nicht erfahren, daß wir verlobt sind. Er findet sich darein, wie er sich in Alles findet; — wegen meiner könnte es die ganze Welt wissen.“

Ich hatte nur noch Zeit, mich bei Herrn Wiese-Warnsdorff zu entschuldigen, dann wurde das Zeichen zum Beginn der Ouvertüre gegeben, und der Componist eilte auf seinen Posten. Als ich in unsere Loge trat, applaudirten ihm seine Freunde, — er hatte dafür gesorgt, daß ihrer viele anwesend waren, — und er verneigte sich hinter dem Dirigenten-Pult mit einer anmuthigen Bescheidenheit, als ob ihm die Ovation ganz unerwartet komme; — er war ein großer Schauspieler, wenn es galt, eine neue Stufe auf der Leiter zur Unsterblichkeit zu erklettern. Fräulein Anna machte ein ganz erstauntes Gesicht, als ich ihrem Vater noch schnell berichtete, wie sich Irma über seine Aufmerksamkeit gefreut hatte. „Das war aber hübsch von Dir, Papa,“ sagte sie. „Warum hast Du mir gar nichts davon gesagt?“

„Ich werde doch meiner erwachsenen Tochter nichts davon sagen, wenn ich einer Theaterprinzessin Bouquets schicke!“ meinte er mit komischem Ernst. „Sie könnten auch wohl discreter sein, Herr von Kozierowski.“

Wir mußten natürlich über ihn lachen, als er sich so die Miene eines Don Juan gab.

„Dort sitzt Ihr Freund Tasczewski,“ wandte sich Fräulein Anna noch einmal zu mir um, als die ersten Tacte der Ouvertüre schon begonnen hatten. „Er hat uns begrüßt, während sie hinter den Coulißen waren.“

Er sah gerade herüber, und wir nickten uns zu. Ich konnte an seinem Gesichte sehen, in wie großer Aufregung er sich befand, und diese war wohl erklärlich genug. Herr Schulze verbat sich das Sprechen, er wolle in Musik schwelgen, und so setzte ich mich still in meinen Fauteuil hinter Fräulein Anna. Einen besseren Platz konnte ich mir nicht wünschen, denn wenn sie ihr Gesicht der Bühne zuwandte, bot sie mir gerade ihr Profil, und jetzt, wo sie die spanische Spitze vom Kopfe genommen hatte, entdeckte ich auch die beiden Rosen, die sie dicht hinter dem Ohr befestigt hatte, — ich konnte gar nicht zweifeln, daß sie dem Strauß entnommen waren, den ich ihr bei ihrer Ankunft am Morgen überreicht hatte. Das war natürlich wieder ganz geeignet, mich Tasczewski, Irma, Herrn Wiese-Warnsdorff und die ganze Welt vergessen zu lassen; und wenn mich Jemand fragen würde, wie mir die Ouvertüre zu dem „Abenteuer Johann Sobieski's“ gefallen, würde ich ihm nichts darüber sagen können, denn ich habe keinen Ton davon gehört, trotzdem ich nicht fünf Schritte vom Orchester entfernt saß.

Ein großer Theil des Publicums klatschte natürlich am Schluß, und Herr Wiese-Warnsdorff ließ sich erlöthend den ersten Lorbeerkranz überreichen. Einige Tacte Pause, und der Vorhang rauschte in die Höhe. Director Quarisch hatte eine wunderhübsche Lager-Decoration malen lassen; die weißen Zelte, brennenden Wackfeuer, Soldatengruppen und Waffen-Pyramiden, welche letztere allerdings mehr an eine Manöver-Szene des neunzehnten Jahrhunderts, als an einen Türkenzug des ruhmgekrönten Polenkönigs erinnerten, gaben ein lebendiges Bild, das dem militärfrommen Berliner Publicum ein lautes „Ah“ entlockte. Der im Marschtempo gehaltene Eingangschor war frisch und charakteristisch gehalten. Freilich passirte es mir hier, wie später noch mehrfach bei der Musik zum „Abenteuer Johann Sobieski's“, daß ich dieselbe schon irgendwo gehört zu haben glaubte. Ich war nicht selten in Versuchung, laut zu sagen: „Der Tausend, das ist ja Offenbach,“ oder: „Merkwürdig, wie mich das an den und den erinnert.“ Aber diese bekannten Töne verklangen bald wieder in der geschickten Bearbeitung, und solche Reminiscenzen sind in der Operetten-Musik allzusehr an der Tagesordnung, als daß man dem Componisten ernsthaft daraus einen Vorwurf machte. Das Publicum, welches für den Erfolg einer Operette den Ausschlag giebt, ist gewiß am allerwenigsten dazu geneigt. Das verlangt weiter nichts, als daß es im Stande ist, nach dem ersten Hören ein halbes Duzend Melodien von lebhaftem Rhythmus nachzuträllern, und schon dieser erste Marschchor war ganz geeignet, nächster Tage allen Schusterjungen mundgerecht zu sein. Um Herrn Wiese-Warnsdorff's Erfolg brauchte ich mich daher nicht mehr zu ängstigen, — der verstand seine Sache, das war mir sehr bald klar geworden.

Wenn nur Irma ihm nicht die Freude verdarb, dachte ich, — aber auch das sollte sich bald entscheiden. Der Chor eudete mit ein paar unruhigen Paukenschlägen, die Violinen wimmerten eine allgemeine Verwirrung, die Soldaten auf der Scene drängten aus dem lebenden Bilde, das sie bisher gestellt hatten, nach der einen Seiten-Coulisse, und endlich schleppten einige handfeste Kerle die sich sträubende Irma auf die Bühne. Die Officiere Sobieski's stritten sich, ob sie eine wandernde Zigeunerin oder eine türkische Spionin sei, die Unglückliche wurde hierhin und dorthin gezerrt, endlich erschien Johann Sobieski mit seinem Adjutanten, Beide in weißen Mänteln, und der König fragte im tiefen Haß: „Was geht hier vor?“ — Aber in einem wahren Tumult, der plötzlich losbrach, als die Kriegsknechte Irma endlich bis in den mittleren Hintergrund der Bühne geschleppt hatten, ging seine Frage vollständig verloren. Ich glaube, ich wurde kreidebleich, als ich Zeuge wurde, in welcher Weise Herr Wiese-Warnsdorff „dem ersten Auftreten der berühmten polnischen Sängerin Jadwiga Jamoyska“ ein Relief geben zu müssen glaubte. Aus dem Orchester, aus den Parkett-Logen und aus dem ersten Rang jausten plötzlich ein paar Duzend Lorbeerkränze mit ellenlangen, weiß-rothen Schleifen, Bouquets, Blumenkörbe und Blumenrisen auf die Bühne, und die Claque und die Freunde des Componisten klatschten wie Wahnsinnige. Das war wahrhaftig ein starkes Stück, noch ehe sie den Mund aufgethan oder auch nur einen einzigen Ton hatte hören lassen, und es war nicht zu verwundern, daß derjenige Theil des Publicums, welcher sein Billet bezahlt hatte und mit dem guten Willen gekommen war, sich ein eigenes Urtheil zu bilden, sich diesen Terrorismus nicht gefallen ließ und mit einem Zischen antwortete, das trotz des lärmenden Applaus nicht ganz ungehört verhallen konnte. Die Situation war kritisch genug, denn daß die ganze Geschichte künstlich gemacht war, mußte Jeder sehen, der nicht ein absoluter Neuling in Theaterjachen war; und wie leicht konnte man auf die Idee kommen, daß Irma selbst diese alberne Komödie in Scene gesetzt oder doch um ihre Veranstaltung gewußt habe. Zum Glück für Herrn Wiese-Warnsdorff war nicht einmal das Letztere der Fall.

Irma Cibulka stand ganz bleich zwischen den beiden Kriegsknechten, die sie längst losgelassen hatten, und in ihrer Ueberraschung und Verwirrung war sie nicht einmal dazu zu bringen, mit einer Kopfeigung zu danken oder den riesigen Blumenkorb, den ihr Herr Wiese-Warnsdorff eigenhändig hinreichte, in Empfang zu nehmen, trotzdem ihr Director Quarisch aus der Coulisse heraus und der Componist von seinem Dirigentenplatze aus laute Anweisung dazu gaben. Diese Haltung Irma's mußte auch die größten Skeptiker unter dem Publicum überzeugen, daß sie auf die unpassende Ovation weder vorbereitet war, noch sie selbst veranlaßt hatte, und die energischsten Opponenten gaben in dieser Erkenntniß ihr Zischen allmählig auf. Es würde mich nicht gewundert haben, wenn Irma durch den plötzlichen Schreck unfähig geworden wäre, überhaupt nur einen Ton von sich zu geben; aber während die auf der Scene beschäftigten Künstler, König Johann Sobieski an der Spitze, sich bequemen, das Grünzeug aufzulesen, da die Gefeierte selbst nun doch einmal gar keine Anstalten dazu machte, hatte sie Zeit, sich zu sammeln. Herr

Wiese-Warnsdorff war dann geschickt genug, den König seine Frage: „Was geht hier vor?“ noch einmal singen zu lassen. „Eine Straßensängerin ließ sich bliden,“ antworteten Drei oder Vier. „So werbe sie um uns're Gunst mit einer Probe ihrer Kunst,“ entschied Johann Sobieski. Der Chor hatte sich malerisch im Hintergrunde und zu beiden Seiten der Scene gruppiert; im Vordergrund standen nur der König und sein Adjutant; die Blicke Aller auf der Bühne und im Zuschauerraume waren gespannt auf Irma gerichtet, die langsam, die Hände in den Schoß gefaltet, den Kopf ein wenig auf die Seite geneigt, auf den Souffleurkasten zuschritt.

Schon ihr Kostüm frappirte. Sie hatte den grellbunten Zigeunersittler vermieden; die Farben hielten sich in harmonischen, gefälligen Tönen, und, beinahe unnatürlich decent für ein Operetten-Kostüm, reichte der Rock bis zu den Fußknöcheln. Noch mehr aber frappirte ihre Haltung, die auch nicht das Geringste mit der gewohnheitsmäßigen Koletterie der Operetten-Sängerinnen gemein hatte, — freilich aber auch nicht die geringste Anstrengung machte, ihrer Rolle gerecht zu werden. Sie stellte eine Gräfin vor, die ihrem Geliebten unter einer Verkleidung in das Lager nachgefolgt war, von Eifersucht getrieben. Da hätte es sich doch gehört, daß sie, als sie dieses Geliebten, des Adjutanten Johann Sobieski's, zuerst ansichtig wurde, einige Bewegung verathen hätte, aber davon war nichts zu bemerken. Sie war eben Irma Cibulka, wie ich sie auf der Landpartie kennen gelernt hatte, nicht die Gräfin Casimira, die sie sein sollte, und meine Ueberzeugung, daß ihr jedes Talent für die Bühne fehle, wurde nur bestärkt, da ich sie gar keinen, nicht einmal einen verfehlten Versuch, zu charakterisiren, machen sah. Dicht vor dem Souffleurkasten blieb sie stehen und ließ einige Secunden das Tambourin über ihrem Haupte schwirren; dabei fiel der weite Ärmel ihres in losen Falten aus dem Juavenjackett-artig zugeschnittenen Nieder quellenden Hemdes zurück, sodas der klassisch geformte Arm frei wurde. Indem sie so da stand, den Oberkörper ein wenig zurückgeneigt, die Augen zu dem Tambourin erhoben und die weißen Zähne zwischen den frischen Lippen hervorblickend, übte ihre Erscheinung einen eigenthümlichen sinnlichen Zauber aus. Langsam ließ sie den Arm mit dem Tambourin sinken, wie denn alle ihre Bewegungen etwas Lässiges an sich trugen, gleich den Bewegungen einer Katze oder eines Leoparden, und es herrschte eine Todtenstille in dem Zuschauerraume, als ihr Herr Wiese-Warnsdorff mit dem Tactstocke winkte und sie mit ihrer Stimme einsetzte.

Die Stimme war nicht größer geworden, seitdem ich sie auf jener Landpartie zum ersten Male gehört hatte, und nur vermöge ihrer durchdringenden Klangfarbe konnte sie sich dem Orchester gegenüber behaupten. Ich sah Leute im Parkett bedenklich die Köpfe schütteln, — aber die originelle Melodie, — Herr Wiese-Warnsdorff hatte den Componisten des Liedes: „Wenn er auch eine Krone trägt“ einfach bestohlen, — die ungewöhnlichen Bewegungen der Sängerin, die viel eher zu wenig, als zu viel an Gesten und vor allen Dingen gar nichts von der stereotypen Arm- und Fußgymnastik der Operetten-Künstlerinnen bot, ihre fremdländische Aussprache des Deutschen und die nasalen Töne, welche einen ganz merkwürdig prickelnden Reiz auf die Nerven ausübten, — das Alles ließ das Publicum immer mehr den für solche Kunstleistungen herkömmlichen Maßstab vergessen, und wenn auch Einige nicht aufhörten, die Köpfe zu schütteln, so sah doch die große Mehrzahl da mit Gesichtern, als ob sie sich einer plötzlichen Offenbarung gegenüber befänden. Man wußte nicht, was man dazu sagen sollte, aber es war unverkennbar, und mir selbst ging es so, daß dieser unverfälschte Naturalismus an einer der Kunst geweihten Stelle seine Wirkung übte; und wenn ich um eine Erklärung für diesen Widerspruch gefragt werde, kann ich sie nur in dem Umfange suchen, daß das Publicum unbewußt gegen alle die potenzierte Unnatur opponirte, die ihm sonst an dieser Stelle unter dem Aushängeschilder der „Kunst“ vorgeführt worden war. Genug, als Irma am Schluß ihres Chansons wieder das Tambourin schwirren ließ und die Claque das Zeichen zum Applaus gab, erhobte sich das Publicum derartig, daß ich etwas Aehnliches von Beifallssturm nur bei den Gastspielen berühmter Virtuosen erlebt zu haben mich erinnere. Die Menschen sprangen wie elektrisirt von den Sitzen auf, sie klatschten mit den Fäusten in einander, stampften mit den Füßen und schrieten sich mit Tacapo-Rufen heiser. Irma mußte das Lied zweimal wiederholen, und die große Menge würde nicht müde geworden sein, es noch öfter zu hören, wenn die Besonnenen unter dem Publicum nicht zur Fortsetzung des Spieles gedrängt hätten. Aber Irma's Schicksal war damit entschieden, — sie war wirklich die berühmte Operetten-Sängerin Jadwiga Jamoyska geworden. Wie lange ein solches Glück dauern wird, kann man freilich niemals vorher sagen, und hier konnte man es am allerwenigsten. Ich habe die „Jamoyska“ niemals eine andere Rolle spielen sehen, als die „Casimira“ in Wiese-

Warnsdorff's Operette, und sie hat auch niemals eine andere gespielt; aber es ist meine feste Ueberzeugung, wenn sie dazu gekommen wäre, würde sie ausgepiffen worden sein.

Nach dem ersten Acte schon wurden Irma, der Director und Herr Wiese-Warnsdorff stürmisch gerufen, und dann noch Irma allein wohl ein halbes Duzend Mal vor den Vorhang gefordert. Für mich war es ein göttliches Schauspiel, Herrn Wiese-Warnsdorff zu beobachten, als er mit Irma an der Hand erschien und diese gewaltsam immer vordrängte und mit der Hand auf sie wies, mit der Bescheidenheit des Genies ihr den ganzen Erfolg seines Werkes zuschreibend. Endlich drängte das Publicum in die Foyers. Ich machte Herrn Schulze den Vorschlag, daß wir uns erst in der zweiten Pause hinaus begeben wollten, denn es hatte viel von der prachtvollen Ausstattung der neuen Theateräle in den Zeitungen gestanden, und daher ließ sich wohl erwarten, daß in der ersten Pause ein furchtbares Gedränge von Neugierigen daselbst herrschen würde. Herr Schulze war mit meinem Vorschlage ganz einverstanden, und ich wollte eben Fräulein Anna fragen, wie ihr die Operette gefalle, als sie sich zu mir umwandte.

„Sehen Sie nur Herrn Tascowski, Herr von Kozirowski!“ sagte sie heftig und erregt. „Er sieht schrecklich aus. Was kann er nur haben?“

In der That, er mußte in einer fürchterlichen Gemüthsbewegung sein, und nicht Freude über Irma's Erfolg konnte ihn so verärbt haben. Er stand aufrecht auf seinem Platze in dem sich allmählig entleerenden Parkett und starrte mit fieberhaft glänzenden Augen nach dem Vorhang, als ob er durch denselben hindurchschauen müßte. Dabei war sein Gesicht todtenbleich, bis auf zwei brennendrothe Flecke auf den Backen, und das Haar hing ihm wirr in die Stirn hinein, als ob er in der Erregung darin umhergezaust hätte.

„Entschuldigen Sie mich,“ sagte ich eilig, „ich muß sehen, was es mit ihm ist,“ und ich stürzte hinaus in den Corridor, ihn aufzusuchen. Aber auf diesen schmalen Gängen herrschte ein solches Gedränge, daß ich nur langsam vorwärts kommen konnte, und in dem Foyer, das ich durchschreiten mußte, um auf die gegenüberliegende Parkett-Seite zu gelangen, war es nicht besser. Dazu faßte mich plötzlich noch Jemand an beiden Schultern und hielt mich fest.

„Halt da, Kozirowski, ich wollte gerade zu Ihnen hinüber,“ sagte eine Stimme im gemüthlichen Wiener Dialekt. „Sie kennen mich wohl nicht wieder?“

Ich mußte mich wirklich bestimmen, als ich in des Mannes Gesicht sah, trotzdem mir die Stimme sehr bekannt vorkam.

„Ah, Graf Verbenyi,“ jagte ich, ihn endlich erkennend. „Wir haben uns fünf Jahre nicht gesehen; da müssen Sie mich schon entschuldigen.“

Die fünf Jahre waren eigentlich nicht schuld, daß ich ihn nicht gleich erkannt hatte, sondern der Umstand, daß er in diesen fünf Jahren um zwanzig gealtert hatte. Trotzdem er erst in meinen Jahren war, sah er doch aus, wie ein alter Mann, und damals war er ein frischer Junge gewesen, der das Renommé hatte, der beste Reiter und der gefürchtetste „Pferdeschmeißer“ zu sein. Ich hatte ihn auf der Rennbahn in Jffezheim, wo er sich im Jahre sechsundsiebzig einen der Hauptpreise holte, trotzdem sich sein Gaul während der Fahrt mit ihm überhug, kennen gelernt, und wir hatten fröhliche Tage hinter dem Champagner-Glase mit einander verlebt. So unangenehm es mir war, aufgehalten zu werden, konnte ich doch nicht gleich von ihm los, denn er hatte sich immer freundschaftlich zu mir gezeigt, und ich mochte ihn nicht verlegen.

„Wie geht es Ihnen?“ fragte er natürlich, da er wohl gehört hatte, daß meine Feldmarschalls-Carrière kein glänzendes Ende genommen hatte.

„Ich danke, ich kann nicht klagen,“ erwiderte ich. „Und was machen Sie, Graf Verbenyi? Ich wundere mich, Sie in einem Theater zu sehen. Damals machten Sie selbst mit der Operette keine Ausnahme, und wenn man Sie finden wollte, mußte man Sie im Stalle oder auf der Rennbahn suchen.“

Er lachte. „Es nimmt halt Alles ein Ende,“ sagte er, „und seitdem ich mir jeden Knochen im Leibe wenigstens einmal gebrochen habe, hat der Pferdesport für mich aufgehört. Ich bin Kunst-Enthusiast geworden; das heißt, wenn es keine Künstlerinnen gäbe, würde es auch mit meinem Kunst-Enthusiasmus am Ende sein. Ich bin hier zu Besuch bei meinem Bruder, dem Legationsrath bei unserer Botschaft; lassen Sie sich doch einmal bei uns sehen. Eine schöne Frau, sie sitzt in unserer Loge, Ihnen gegenüber. Jeden Donnerstag empfängt sie ihre Intimen, auch wenn die Saison vorüber ist, und ich richte es ein, daß Sie gleich dazu gezählt werden.“

„Sie sind sehr freundlich,“ erwiderte ich, „aber der Verkehr in diesen Kreisen ist mir ziemlich fremd geworden. Ich habe wenig Zeit dafür übrig.“

„Nun, dann sehen wir uns anderswo wohl wieder,“ meinte er gutmüthig. „Apropos, was ich Sie fragen

wollte, kennen Sie vielleicht die Dame in Ihrer Loge? Sie sitzt mit einem älteren Herren zusammen, der ein wenig nach Landluft ausfieht."

"Das sind Bekannte von mir, Graf," sagte ich zurückhaltend und von seinem Tone nicht gerade angenehm berührt. "Sie reisen in den nächsten Tagen wieder ab; es würde nicht lohnen, Sie vorzustellen."

"Bardon," erwiderte er, "ich sah Sie nicht mit den Herrschaften sprechen. Uebrigens merkwürdig, wie wenig schöne Frauen in diesem Berlin sind. Da bleibt nur noch die Zamoyzka übrig, ein lapitales Weib."

"Eine große Künstlerin," sagte ich, um nur etwas zu sagen. Ich dachte an Tasczewski, und wie ich möglichst bald von dem Grafen loskommen könnte.

Verbenni kniff die Augen und sah mich von der Seite an. "Eine große Künstlerin?" Er lachte. "Anfinn, Kozierowski, das kann unmöglich Ihr Ernst sein. Nicht für einen Kreuzer Talent, und mit ihren künstlerischen Mitteln wäre sie höchstens in einem Café Chantant am Plage. Aber ein famoseres Weib ist sie, es ist Rasse darin, Leidenschaft, von der sie vielleicht selbst noch nichts ahnt. Ich werde trachten, sie kennen zu lernen."

Ich glaubte, eine Lanze für Irma's Künstlerthum einlegen zu müssen, trotzdem ich mit dem Grafen ganz derselben Meinung war, und darüber klingelte es, und die Leute strömten wieder in den Theateraum zurück. Es war nicht mehr daran zu denken, jetzt noch zu Tasczewski gelangen zu können, und ich mußte meine Absicht aufgeben. Als ich in unsere Loge zurückkehrte, sah ich ihn ganz in sich zusammen gefallen sitzen, und er hob den Kopf erst wieder, als der Vorhang von Neuem in die Höhe ging.

Natürlich hatte sich die Scenerie verändert. In dem großen Saale eines alten Wojwoden-Schlusses gab Johann Sobieski seinen Offizieren nach siegreicher Schlacht ein prächtiges Fest. Gräfin Casimira hatte sich überzeugt, daß sich ihr Geliebter wirklich eine kleine Herzensschwankung erlaubt hatte, und nachdem sie den König in das Vertrauen gezogen, war von ihnen beiden beschlossen worden, den Ungetreuen zu strafen und ihn dadurch auf den rechten Weg zurückzuführen, daß die Gräfin eine scheinbare Kälte gegen den Geliebten und ein heimliches Einverständnis mit dem Könige heuchelte. Irma sah sehr schön aus in einem weißen Atlaskleide mit einem Stuart-Kragen, und der ziemlich ausgedehnte gesprochene Dialog dieses Actes wirkte dadurch ungemein pikant, daß man alle Aufmerksamkeit anwenden mußte, um bei ihrem fremdländischen Accent überhaupt ein Wort zu verstehen. Dem Publicum gefiel es ausnehmend, wenn sie "Schicksel" statt Schicksal, "geben" statt geben oder "Saachen" statt Sachen sagte, und diese Mißhandlung der deutschen Sprache provocirte sogar mitten in einem Satz einen stürmischen Beifall. Aber die Hauptnummer kam noch. Herr Wiese-Warnsdorff hatte ein Lied componirt, in dem Gräfin Casimira ihrer vollendetsten Gleichgültigkeit gegen den Geliebten Worte verlieh, und jede Strophe endete mit einem Lachen, das ihm beweisen sollte, sie mache sich gar nichts mehr aus ihm und sei ungeheuer gut aufgelegt. Man muß das Lachen Irma's gehört haben, um seine Wirkung zu verstehen. Zuerst that einem das Herz dabei weh, und der gute Geschmack protestirte gegen diesen schrillen, gewöhnlichen Ton; und dann mußte man mitlachen, aber nicht wie über einen Scherz, sondern es war, als ob die Lachmuskeln durch ein Gewaltmittel in Thätigkeit versetzt würden. Es war nicht Beifall mehr zu nennen, was am Schlusse sich laut machte, sondern unartikulirtes Schreien, daß einem Angst dabei werden konnte.

In dem Tumult war es mir ganz entgangen, daß ein Mann im Parterre zusammenbrach, und daß man ihn hinaus schaffte. Fräulein Anna machte mich erst auf das Geschehene aufmerksam. "Tasczewski scheint unwohl geworden zu sein," sagte sie. "Gehen Sie doch, Herr von Kozierowski, und sehen Sie nach ihm."

Ich warf einen Blick nach seinem Plage, — der war leer. Dann stürzte ich hinaus und durch die Gänge und Foyers nach der gegenüberliegenden Seite, aber Tasczewski war nirgends mehr zu finden. Der Parterreschließer beruhigte mich; ein Herr sei, jedenfalls von der großen Hitze in dem überfüllten Raume, unwohl geworden, aber er habe sich erholt, sobald er an die frische Luft gekommen, und zu Fuß und ohne Hülfe das Theater verlassen können. Ich ging nach der Straße hinaus und hielt dort Umschau, aber Tasczewski war nirgends mehr zu erblicken. Was konnte ich noch für ihn thun? Ich suchte mich damit zu beruhigen, daß wirklich nur die entsehlige Temperatur Schuld gewesen sei, aber ich konnte während des ganzen Abends die Angst um ihn nicht überwinden. Unser Souper zu Dreien verlief ziemlich einsilbig. Wir mochten wohl alle Drei unserer innersten Empfindung über Irma's Kunstleistung nicht gern Ausdruck geben, und so sprachen wir auch wenig von dem, was doch eigentlich das Hauptereigniß des Tages gewesen war. Nur Herr Schulze meinte einmal, ihr Lachen sei so natürlich gewesen, daß

er fast geglaubt habe, die Kuhmägde in Czernowice zu hören, und er traf damit den Nagel auf den Kopf. Wir schieden, und ich ging mit dem Versprechen, am nächsten Vormittag Fräulein Anna nach den Museen zu führen, womit wir unsere Wanderungen beginnen wollten. Ich fragte, ob ihr die früheste Stunde recht sei, damit wir gute Ruhe vor uns hätten, — natürlich lag mir daran, sie sobald als möglich wiederzusehen. Aber sie entschied, daß ich nicht vor zwölf Uhr kommen solle.

"Denn", sagte sie, "Sie dürfen nicht vergessen, Herr von Kozierowski, daß Sie sich vorher nach Herrn Tasczewski erkundigen müssen."

Wenn sie damit auch das Wiedersehen um eine Stunde hinausshob, mußte ich sie doch deswegen um so höher schätzen, da sie mich an meine Pflicht erinnert hatte.

#### Achtes Kapitel.

Gerade, als ich am nächsten Morgen mich auf den Weg machen wollte, um mich in der Druckerei nach Tasczewski zu erkundigen und ihn in seiner Wohnung aufzusuchen, falls ich ihn dort nicht antreffen sollte, trat er selbst in mein Zimmer. Er sah sehr schlecht aus, wie ein Mensch, dem schlimme Gedanken eine ganze Nacht keine Ruhe gelassen haben, und niemals vorher war mir die Haltung seines Körpers, in der er auch sonst wohl ein wenig nachlässig war, so verfallen erschienen. Es war peinlich, ihn zu sehen, aber ich mochte es ihn nicht merken lassen, wie mich sein Anblick ergriff.

"Was war denn das gestern mit Dir, Tasczewski?" sagte ich daher, nachdem ich ihn begrüßt hatte, und ich bemühte mich, einen möglichst unbefangenen Ton anzuschlagen. "Du bist doch sonst nicht wie ein junges Mädchen, das von ein wenig Hitze oder von einer freudigen Gemüthsbewegung ohnmächtig wird."

Ich werde den Blick niemals vergessen, mit dem er mich ansah, — ein so leerer, hoffnungsloser Blick, daß ich mir wie ein Barbar vorkam, mit einer banalen Redensart begonnen zu haben.

"O, Herr, es war schrecklich," sagte er, und ich fühlte seine Hand in der meinen zittern. "Es war schrecklich."

"Aber so sprich doch," erwiderte ich ungeduldig, — es war mir unbehaglich, mich von diesen großen Augen so hilflos und traurig angestarrt zu sehen, — "so sprich doch, Tasczewski. Genügt Dir der Erfolg noch nicht, den Irma errungen hat? Du wirst es heute in allen Zeitungen lesen können, daß sie eine Künstlerin ersten Ranges ist."

"Fräulein Zamoyzka hat den Leuten sehr gefallen," sagte Tasczewski, — er sprach von Irma wie von einer Fremden. Und dann schlug er plötzlich die Hände in einander und rief verzweifelt: "O, Herr, daß Sie es niemals geduldet hätten, daß Irma zur Bühne ging!"

Es lag kein Vorwurf für mich darin; ich fühlte wohl, er wollte einen solchen nicht gegen mich erheben. Aber wie er jeden Augenblick bereit gewesen wäre, ohne Besinnen Alles zu thun, was ich von ihm gefordert hätte, so betrachtete er mich auch als den vollkommenen Herrn seines Schicksals. Ich hätte mich darüber ärgern können, ihn so weich und unselbständig zu sehen, wenn meiner menschlichen Eitelkeit das Bewußtsein seiner absoluten Abhängigkeit nicht schmeichelhaft gewesen wäre, und wenn seine augenscheinliche Gefühlsverregung mich nicht in ernste Sorge um ihn versetzt hätte.

"Sei vernünftig, Tasczewski," sagte ich begütigend. "Habe ich nicht gethan, was ich thun konnte, um es zu verhindern? Hätte es mir wohl angestanden, Irma zu sagen: 'Du darfst nicht!' Und ist es nicht besser gegangen, als ich jemals erwartet habe? Eurer Heirath wird jetzt nichts mehr im Wege stehen, denn sie verdient jetzt in einem Monat so viel, als Ihr Beide sonst vielleicht in einem ganzen Jahre."

Ich hatte nicht das Richtige getroffen; ich merkte es, wie er mich erstaunt ansah, verwundert darüber, daß ich seine Gedanken nicht erräth. Und ich schämte mich, ihm so fremd geworden zu sein, und fürchtete, er könne zu dem Bewußtsein kommen, daß ich seiner Untwürdigkeit unter meine Person unwürdig geworden sei.

"Wie soll sie jemals die meine werden, Herr," erwiderte Tasczewski tonlos, und sein Gesicht war fahl, wie das einer Leiche, "jetzt, wo sie eine große Dame geworden ist, wo die Leute ihr Blumen werfen und alle Welt ihr huldigt, als ob sie eine Fürstin wäre! Wie könnte sie mein Weib sein, die Frau eines einfachen Mannes? Sie müßte sich meiner schämen, Herr, und die Leute würden über mich lachen."

So war es also gekommen, wie ich gefürchtet hatte, — es war ihm plötzlich klar geworden, welche Klust ihn von Irma trennte, und daß er keine Flügel hatte, sich über diese Klust hinüberzuschwingen. Bis dahin war ich stets der Meinung gewesen, die Trennung werde von Irma ausgehen, sie werde zuerst auf den Gedanken kommen, daß sie die Wahl habe zwischen Tasczewski und ihrer Carrière, und daß sie sich von ihm lösen werde, allmählig oder mit Gewalt. Vielleicht wäre das Letztere

besser gewesen, denn er hätte auf diese Weise einen Groll gegen sie nähren dürfen, der schon manchmal ein heiliges Gegenmittel gegen einen großen Schmerz gewesen ist. Aber Irma hatte ihr Wort gehalten, daß sie mir damals, als ich ihr von dem neuen Wege abgerathen, gesagt hatte: "An mir wird es nicht liegen." Ich fragte ihn, ob er sie seit gestern Abend gesprochen habe, und ob sie verändert gegen ihn gewesen sei, denn, fügte ich gegen meine Ueberzeugung hinzu, ihre veränderte Stellung in der Welt gehe ihn ja nichts an, so lange sie ihm selbst gegenüber dieselbe bleibe.

"Ich habe sie nicht mehr gesprochen," sagte Tasczewski, "wo sollte es geschehen? Sollte ich zu dem Souper gehen, das ihr zu Ehren veranstaltet wurde, und zu dem mich Herr Wiese-Warnsdorff eingeladen hatte, — als seinen Freund!" Wie bitter Tasczewski das betonte! Und dann zeigten sich plötzlich wieder die dunkelrothen Flecke auf seinem aschfaulen Gesicht, und die Augen leuchteten unheimlich: "Aber sie soll nicht beim Theater bleiben," fuhr er mit nervöser Heftigkeit fort, "ich will es nicht! Sie ist als ein ehrliches Mädchen und nicht als Komödiantin geboren, und sie hat versprochen, mein Weib zu werden. Sie darf nicht wieder auftreten, Herr, sie darf nicht!"

Seine plötzliche Aufregung stand in einem erschreckenden Gegensatz zu seiner früheren Schläflichkeit.

"Sei vernünftig, Tasczewski," sagte ich begütigend, "sie hat Verpflichtungen gegen den Agenten und gegen den Director. Sie kann nicht anders, auch wenn sie sich Deinem Willen fügen wollte. Und wenn man einen solchen Abend durchgemacht hat, wie gestern Irma, dann ist man auch nicht geneigt, das zu wollen, was Du von ihr verlangst, Freund. Sie wird nicht wollen."

"Sie muß!" stieß er hervor. Ich sah ihm an, daß er sich mit aller Heftigkeit an diese letzte Möglichkeit, sie zu besitzen, klammerte. "Sie muß, Herr. Was sind das für Verpflichtungen, zu denen man sie überredet hat? Sie wußte nicht, was sie that, als sie darauf einging. Sie soll wieder werden, was sie war, oder es ist aus mit uns. Ich kann nicht zu ihr, Herr," fuhr er fort, "ich kann sie so nicht sehen. Sie haben Recht, vielleicht wird sie nicht wollen, und es könnte ein Unglück geben. Sprechen Sie mit ihr; es muß gestern das letzte Mal gewesen sein, daß sie auf die Bühne trat, — ich bitte Sie, Herr!"

Ich fühlte wohl, es war ein Wahnsinn, das von ihr zu verlangen. So klaren Menschenverstand sie auch hatte, mußte sie doch von ihrem Erfolge beraubt sein, und vor allen Dingen, wenn Tasczewski mit einem Schein von Recht eine solche Forderung geltend machen wollte, dann kam er viel zu spät damit; dann wäre es damals an der Zeit gewesen, als Herr Wiese-Warnsdorff seine ersten Lektionen erschallen ließ. Ich verhehlte mir keinen Augenblick, daß es aussichtslos sein würde, zu Irma zu gehen; aber ich versprach doch, es zu thun, schon weil ich fürchtete, daß er sich in seiner Nerven-Ueberspannung vielleicht vergessen könnte, wenn ich die Erfüllung seiner Bitte verweigerte.

"Ich werde mit ihr reden, Tasczewski," sagte ich. "An mir soll es nicht liegen, wenn sie sich weigert. Aber heute Vormittag wäre die Zeit schlecht gewählt, denn jedenfalls ist Irma im Theater. Es pflegt dort am Morgen nach der ersten Aufführung eine Art Nachprobe abgehalten zu werden, in der die Striche und Aenderungen festgestellt werden, die nach der Premiere wünschenswerth erscheinen. Sie würde jetzt keine ruhige Stunde haben, mich anzuhören. Ich werde Nachmittags zu ihr gehen."

Mir lag daran, ihn nicht den ganzen Tag allein zu wissen, denn ich konnte mir wohl denken, daß er es nicht über sich vermochte, heute, wie sonst, seine Arbeit zu thun. "Ich habe gesprochen, Fräulein Schulze um zwölf Uhr in das Museum zu begleiten," fuhr ich fort. "Sie bemerkte es gestern zuerst, daß Du unwohl wurddest, und gab mir den Auftrag, nach Dir zu sehen. Sie wird sich gewiß freuen, wenn Du mit mir kommst."

"Sie sind sehr gütig gegen mich, Herr," sagte Tasczewski, und aus seinen Augen leuchtete die Dankbarkeit, "und das Fräulein ist ein wahrer Engel Gottes. Aber ich würde Ihnen nur eine Last sein. Darf ich mir morgen früh von Ihnen Bescheid holen?"

Ich drängte nicht weiter in ihn, trotzdem ich es mit meinem Vorschlage ernst gemeint hatte und auch überzeugt war, daß Fräulein Anna sich nicht geschämt haben würde, in seiner Begleitung zu gehen. Aber er würde sich doch nur gedrückt fühlen, dachte ich; wahrscheinlich hatte ich Recht damit, aber dennoch habe ich es schwer bereut, daß ich ihn von mir gehen ließ. Vielleicht wäre doch noch Alles anders gekommen, wenn ich ihn nicht von meiner Seite gelassen hätte, und ein gutes Wort von Fräulein Anna hätte möglicher Weise vermocht, ihn die Sache ruhiger betrachten zu lassen; denn wo wir Männer mit unseren Mitteln am Ende sind, findet eine zartfühlende Frau immer noch Wege, ihren Einfluß geltend zu machen.

Tasczewski ging, und ich machte mich auf den Weg



Vor dem Reichstags-Gebäude zu Berlin, am 13. Januar: Der Reichskanzler Fürst Bismarck bei seiner Einfahrt vom Publicum enthusiastisch begrüßt.  
Nach einer Zeichnung von Richard Knötel. — Siehe Seite 62.

nach dem Hotel Petersburg. Da ich fast eine Stunde zu früh kam, konnte ich der Begierde nicht widerstehen, in das Café Bauer zu treten und einen Blick in die Morgenzeitungen zu werfen, in denen ich schon manches Urtheil über Irma zu finden erwarten durfte, denn es ist ja seit einiger Zeit Sitte geworden, das Referiren über Theater-Neuigkeiten mit Dampf zu betreiben. Warum sollten sich auch die Herren Recensenten ihre ersten Eindrücke durch Verstandes-Reflexionen trüben lassen?

Bestritten wurde der Erfolg Irma's in keinem der Blätter. Einige gerieten sich wirklich, als ob die berühmte Polin Jadwiga Jamoyska ihnen eine neue Kunst offenbart habe; Andere waren vorsichtiger und sprachen von einem äußeren Erfolge, dessen Dauerhaftigkeit von der Laune des Publicums abhängig sein werde. Das Richtige traf wohl ein Recensent, der von vornherein darauf verzichtete, eine künstlerische Analyse zu geben, und der einfach constatirte, daß die Jamoyska, trotzdem sie keine Stimme habe, nicht eigentlich schön sei und ihr Spiel sich auf das Nothwendige beschränke, doch einen glänzenden und unbestrittenen Sieg über den guten Geschmack der Berliner davon getragen habe, und daß die Jamoyska-Epidemie, nach ihrem ersten heftigen Ausbrechen zu schließen, unfehlbar in den nächsten Monaten die ganze Reichshauptstadt erfassen werde. Jedenfalls war unter allen Recensionen, so vielfach sie auch im Einzelnen aus einander gingen, nicht eine einzige, die im Stande gewesen wäre, dem Director, dem Componisten oder der neuen Primadonna, wie man sich in der Theatersprache auszudrücken pflegt, „das Geschäft zu verderben.“

Meine letzte, freilich nur schwache Hoffnung, daß das Urtheil der Recensenten von dem des Publicums abweichen und durch ein kaltes Sturzbad meine Mission bei Irma Gibulla erleichtern werde, war damit vernichtet. Fräulein Anna konnte meine ernste Stimmung nicht verborgen bleiben, während wir unter den steinernen Götterbildern im alten Museum umherstreichten, und als sie mich darum befragte, verhehlte ich ihr nichts. Ich wußte ja, daß sie nicht mit müßiger Neugierde zuhörte, und wie hätte ich ihr etwas verbergen können, das mich selbst so nahe berührte? Nachdem ich ihr Alles erzählt, klagte ich ihr meine Befürchtung, daß ich bei Irma nichts erreichen werde.

„Es ist fast übermenschlich viel, was er von ihr verlangt,“ sagte sie nachdenklich; „aber wenn sie ihn liebt, wird sie nicht zögern, es zu thun. Freilich ist es nicht Recht von Tasczewski, daß er nicht den Muth hat, selbst mit ihr zu reden; und die Liebe, welche fähig wäre, ein solches Opfer zu bringen, ist wohl seltener, als man glauben mag. Ich könnte keinen Stein auf sie werfen, wenn sie sich weigerte, und ich fürchte, sie wird es thun, denn eine selbstlose Hingabe scheint mir nicht in ihrer Natur zu liegen.“

Fräulein Anna behielt Recht mit ihrer Vorhersagung. Irma hatte ihre frühere Wohnung aufgegeben, seitdem die Proben ihre tägliche Anwesenheit im Theater nothwendig machten, und in der Nähe des letzteren ein paar mit jener verschwundenen Eleganz, die für die Chambers garnis besseren Stiles charakteristisch ist, möblirte Zimmer bezogen. Eine Kammerzofe, der man es ansah, daß sie selbst eine Bühnen-Carrière hinter sich hatte, — die schönen Tage von Aranjuez waren allerdings lange vorüber, — führte mich in einen mit grünem Plüsch und imitirtem Ebenholz ausgestatteten Salon. Die ganze Herrlichkeit an Bouquets, Vorbeerkränzen und Blumenkörben, welche am vorigen Abend auf die Bühne geregnet war, lag mit unangenehmer Absichtlichkeit auf Tischen und Stühlen zur Schau gestellt, und wenn ich mich nicht irrte, waren im Laufe des Morgens noch einige neue hinzugekommen. Schon das vertrocknete, durch jahrelangen Gebrauch von Fettschminke pergament-ähnlich gewordene Gesicht der Jose erregte mir ein unangenehmes Gefühl, trotzdem ich mir sagte, daß Irma in ihrem neuen Verufe eine Person, die mit der Theater-Garderobe und so weiter Bescheid wußte, nicht gut entbehren könne. Die aufdringliche Zimmer-Decoration, die nicht einmal einen annehmbaren Sitzplatz frei ließ, war erst recht nicht geeignet, mich freundlicher zu stimmen, und ich glaubte meine alte Erfahrung, daß jedes natürliche Mädchen mit dem ersten Schritte, welchen es auf die Bühne setzt, zur Komödiantin wird, von Neuem bestätigt. Mir Tasczewski in dieser Umgebung zu denken, schien mir vollends unmöglich, und es war mehr der Ausdruck meiner schlechten Laune, denn meiner Wohl-erzogenheit, als ich der Jose, die noch einmal durch das Zimmer ging, zurief: „Aber so öffnen Sie doch ein Fenster; diese von dem Geruch welkender Blumen erfüllte Luft ist ja nicht zum Aushalten.“

Die Person warf mir einen impertinenten Blick zu. „Die Bouquets halten sich bei geschlossenen Fenstern noch einmal so lange; ich verstehe mich darauf,“ erwiderte sie schnippisch und warf die Thür hinter sich zu.

Ich kümmerte mich nicht um ihre neue Weisheit und riß selbst ein Fenster auf. Darüber trat Irma in den Salon; natürlich hatte sie meine Verhandlung mit dem dienstbaren Geist gehört.

„Das ist recht von Ihnen, Herr von Kozirowski,“ sagte sie, mir die Hand entgegenstreckend. „Es ist zwar heiß genug draußen, aber die frische Luft thut doch wohl. Ich habe schon Kopfschmerzen von all dem Zeug da, und jeden Augenblick kommt ein neues Bouquet, von lauter Leuten, die ich gar nicht kenne. Wenn ich nur wüßte, worum sich Felicie, — denken Sie sich, Felicie heißt meine Kammerjungfer; haben Sie den Namen schon einmal gehört, Herr von Kozirowski? — wenn ich nur wüßte, warum sie sich so viel Mühe giebt, die Blumen frisch zu erhalten. Fort damit, je eher je lieber; ich habe ja in meiner Wohnung keinen Platz mehr, wo ich bequem sitzen kann.“

Sie strich mit dem Arm über einen Sessel, sodaß sie den darauf placirten Vorbeerkranz mit breiter, weißrother Seidenschleife zu Boden streifte.

„Ich soll mir die Dinger heute Abend noch einmal werfen lassen, sagt Felicie,“ fuhr Irma fort, während sie mich mit einer Handbewegung einlad, Platz zu nehmen. „Wie kann ein Mensch nur auf so sonderbare Gedanken kommen?“

Ihre ganze Art und Weise hatte etwas Lebhaftes, Unruhiges, das ich früher niemals an ihr wahrgenommen hatte. Es stand ihr nicht schlecht, und ich konnte mich über die Veränderung kaum wundern; es wäre vielmehr verwunderlich gewesen, wenn sie nach den Aufregungen des vorangegangenen Abends nicht aus ihrem ruhigen Gleichgewicht gekommen wäre.

„Die Idee ist weniger sonderbar, als Sie glauben,“ lachte ich. „Das Practische derselben hat vor Ihnen schon manche berühmte Sängerin erprobt. Aber vor allen Dingen meinen herzlichsten Glückwunsch, Fräulein Jamoyska.“

Sie sah mich verwundert an. „Haben Sie nicht sonst Irma' zu mir gesagt, Herr von Kozirowski? Und sind Sie nicht mehr gut Freund mit mir, seitdem ich gegen Ihren Willen, — ich weiß, recht ist es Ihnen noch heute nicht, — zur Bühne gegangen bin?“

Sie sagte das herzlich und natürlich, ohne eine Spur von Kolerie, und ich reichte ihr die Hand, in die sie mit festem Drucke einschlug.

„Wenn Sie mir erlauben, werde ich Sie wie früher Irma' nennen, denn ich meine es gut mit Ihnen, wie immer, und wo ich nicht Ihrer Ansicht gewesen bin, habe ich immer nur das im Auge gehabt, was ich für Sie und Tasczewski für das Beste hielt.“

„Ich weiß,“ sagte sie, „und ich danke es Ihnen, auch wo Sie gegen meinen Willen geredet haben. Aber was sagen Sie zu Tasczewski? Er ist nicht zu dem Feste gekommen, trotzdem ihn doch Herr Wiese-Warnsdorff freundlich eingeladen hatte, und auch heute hat er sich noch nicht bei mir sehen lassen. Ist das recht von ihm?“

(Schluß in nächster Nummer.)

Nachdruck verboten.

## Jeanne Dieulafoye.

Hierzu das Portrait von A. Schubert, Seite 53.

**D**ie Gegenständ zu Frau Sophie Schliemann, der treuen, umsichtigen Gefährtin des berühmten Troja-Entdeckers, hat Frankreich an Madame Jeanne Dieulafoye, der Gattin des Ingenieurs und Alterthumsforschers Marcel Dieulafoye. Im Jahre 1853 geboren, verheirathete sie sich im Mai 1870 mit ihrem jetzigen Gemahl, der sich schon vorher durch Reisen in Algerien und Marokko und durch Studien über die dort vorhandenen maurischen Kunstdenkmäler in der gelehrten Welt bekannt gemacht hatte. In seiner Gattin fand er eine eifrige Genossin seiner wissenschaftlichen Bestrebungen, und schon auf seinen ersten Reisen nach Persien, 1881—82 und 1884—85, war sie seine Begleiterin und Helferin bei den Ausgrabungen. Letztere hatten indessen ein verhältnißmäßig geringes Resultat, da die persischen Behörden sich ihm wenig entgegenkommend zeigten. Im Jahre 1885 trat er indessen eine neue Reise an, unterstützt von der französischen Regierung, die ihn an die Spitze einer „Forschungs-Mission“ stellte und ihm einen Ferman des Schahs erwirkte hatte, welcher ihm die widerwilligen Landesbehörden gefügig machte. Auch diesmal wurde Herr Dieulafoye von seiner Gattin begleitet, und Beide Forschungen richteten sich vornehmlich auf Susa, die Hauptstadt der altpersischen Provinz Susiana und Winter-Residenz der altpersischen Könige. Aus diesem Trümmerhaufen in der heutigen Provinz Chusistan, — „Süs“ heißt der Ort heute, — wurden nun ungeahnte Schätze zu Tage gefördert: Wand-Decorationen in emailirten Ziegeln, Sculpturen, Inschriften, lanter Dinge, die neues Licht über Geschichte und Cultur Aperiens verbreiten und zum beträchtlichen Theile merkwürdig gut erhalten sind. Im Louvre füllen die Funde heute einen großen Saal.

Einen bedeutenden Antheil an dem Erwerb dieser unschätzbaren Alterthümer hatte Madame Jeanne Dieulafoye. Viele der Ausgrabungen leitete sie selbst, hatte oft vierhundert Arbeiter, Perser und Araber, unter ihrem Befehl, und nichts weniger als leicht war es, diese rohen, uncivilisirten Gesellen im Raume zu halten. Freilich gereichte es ihr zum Vortheil, daß sie sowohl Persisch als auch Arabisch gelernt hatte und sich also mit den Leuten bequem zu verständigen vermochte. Uebrigens trug Madame Dieulafoye bei ihren Reisen und Forschungen stets Männerkleidung, die sie indeß nach der Rückkehr in die Heimath wieder abgelegt hat. Auf die vielen Mühseligkeiten und Gefahren, welche die kühne Reisende zu bestehen hatte, näher einzugehen, würde zu weit führen. Von Zeit zu Zeit ist darüber in diesem Blatte, nach den Mit-

theilungen, welche Madame Dieulafoye Pariser Journalen zugehen ließ, unter der Rubrik „Aus der Frauenwelt“ berichtet worden; ebendasselbst wurde auch erwähnt, daß seitens der französischen Regierung ihre Verdienste durch das Ritterkreuz der Ehrenlegion belohnt wurden. Gegenwärtig ist Jeanne Dieulafoye mit der ausführlichen Beschreibung ihrer Reisen beschäftigt, die den Titel „Abenteuer der archäologischen Mission in Persien, Chaldäa und Susiana“ führt.

M. T.

Nachdruck verboten.

## Das Feuerschiff.

Von Helene Pichler.

**H**orch, Mutter! 's wird schlimmer mit dem Wetter,“ unterbrach das junge, blonde Weib die Erzählung der spinnenden Alten.

„Haben schon böseres Wetter gehabt! Denke des Tages, da die See Deinen Vater herantrug und wir noch Gott dankten, daß wir ihn in geweihter Erde begraben konnten. . . Also, Nanthea: in meiner Jugend freiten die Burschen anders. Ja, ja, da gab's noch fixe, stramme, junge Kerls, welche die Liebste dem Bösen selber abgerungen hätten; und manches Mädchen konnte sich rühmen, daß es heißen Kampf um sie gegeben, und je spröder sie sich vorher gezeigt, um so größer der Ruhm nachher. Des Bogts Christine nun trieb es zu arg, und —“

„Mutter! Mutter! Was geht mich des Bogts Christine an, die doch lange todt ist, wenn ich selbst in Noth und Leid bin! Hör' nur, wie es freischt und heult! Hör' die See brüllen!“

Nanthea war aufgesprungen und riß die in's Freie führende Thür der Hütte auf. Der rauhe Wind benutzte das, um mit Ungestüm die Hütte zu durchfegen; mit dem den Schornstein herabkommenden Luftstromen sich verbindend, sprühte er das auf dem Herde glimmende Torffeuer zu Millionen Funken auf.

„Nach' dacht! Nach' dacht!“ schrie die Mutter, und Nanthea, wohl einsehend, daß ihre Angst unzeitig, zum mindesten sehr verfrüht, setzte sich wieder an den Herd nieder und griff zu dem groben Wollenstrickzeug, welches sie vorhin bei Seite geworfen hatte.

Eine Zeitlang war es still. Man hörte zum Klappern der Nadeln und zum Surren des Spinnrades nur das eintönige Brausen des Meeres und hie und da einen unterdrückten Seufzer.

„Ja, ja, die Männer,“ hub die alte Mutter wieder an, und da kein Widerspruch seitens der Tochter erfolgte, fuhr sie fort: „Ist keine Strammheit mehr heutzutage. War anders, als ich jung war und vielbegehrt. Da kamen die Bursche um den Martinitag heimwärts und blieben den Winter über auf der Insel —“

„Hör' auf, Mutter, hör' auf! Ich kann die alten Geschichten auswendig. An Knut muß ich denken, an Knut allein. Gott schütze ihn in dieser Nacht! Mir ahnt Böses.“

So bat die junge Frau und begann unruhig auf und ab zu wandern in dem engen Raume. Eine Weile blieb die Alte still, dann setzte sie das Spinnrad in Ruhe, schob die Hornbrille auf die Stirn, bis dicht an das schwarze Kopftuch, und die Tochter, auf deren Gesicht die unruhigen Lichter des Herdfeuers und die der geheimen Dergensangst durcheinander huschten, scharf ansehend, sprach sie befehlenden Tones: „Nanthea, Tochter, Du bist Deinem Manne unterthan, nicht mehr Deiner Mutter. Aber da Dein Mann nicht antwefend sein kann, um Deine Noth, Dein Leid tragen zu helfen, so befehle ich Dir an seiner Statt, mit mir, Deiner Mutter, zu theilen, was Dein Gemüth niederdrückt.“

So groß ist bei dem Frießenvolke noch jetzt die Ehsucht vor dem Alter, daß Nanthea, die stolze, herrschsüchtige Nanthea, sofort demüthig zur Seite der Mutter sich niederließ und leisen Tones, gleichsam beichtend, begann:

„Er ging im Jorne von mir.“

Unwillkürlich legte sich die welke Mutterhand auf das Haupt der blühend schönen Tochter; doch ernst und eindringlich fragte die Alte: „Warum mußte er im Jorne gehen?“

Stodend und unter verhaltenem Schluchzen kam die Antwort hervor: „Weil ich darauf bestand, am letzten Abend den Schifferball mitzumachen. Ich — ich — ich hatte mich darauf gefreut.“

„Welchen Grund gab Knut an, als er Dir den Wunsch verweigerte?“

„Er meinte, der letzte Abend von den zwei Wochen Urlaub müsse ihm und mir ganz allein gehören; er wolle mich nicht mit fremden Menschen theilen, da wir so bald wieder für ein halbes Jahr uns trennen müßten.“

„Da hatte Dein Mann Recht, ganz Recht. Weshalb bestandest Du auf Deinem Willen?“

„Weil — weil — weil ich gern 'mal wieder von Herzen fröhlich sein wollte, und weil ich zu dem Tanz mir den schönen, bunten Stoff, — weißt Du, Mutter, den ich voriges Jahr, als ich Knut wegen seiner Anstellung nach Bremen begleitete, dort kaufte, — zu einem hübschen Kleide gemacht hatte.“

„Sonst hattest Du keinen Grund? Besinne Dich wohl, Nanthea: keinen Grund? Fröhlich sein kann ein ehrjames Schifferweib nur, wenn sie das Glück hat, ihren Mann bei sich zu haben. Besinne Dich wohl, Tochter! Du hattest Deinen Mann vierzehn Tage bei Dir, und doch verlangte Dich nach Tanz . . .“

„Mutter,“ freischte Nanthea auf und richtete sich hoch in die Höhe, „Mutter, ich bin ein friesisch Eweib!“

„Gut, gut! Und doch solch unzeitig Gelüft? Da Du Deinen Willen nicht bekaufst, würdest Du abellauwig, und so ging Knut in hellem Jorne von seinem eiflen Weibe . . .“

„Mutter, schone mich! Seit acht Tagen trage ich Neue und Leid —“

„Gerichte Strafe, die Du ferner tragen mußt, sechs Monate lang, bis der Dienst auf dem Feuerschiffe ihn wieder für vierzehn Tage frei giebt.“

„Ich ertrag's nicht bis dahin, Mutter, ich ertrag's nicht!“ schluchzte Nanthea.

Es ward nichts mehr gesprochen, nur glitt einige Male die Hand der Mutter lieblosend über den Scheitel der Tochter.

Der Wind nahm an Stärke zu. Er tobte um die Hütte, ließ die kleinen Fenstercheiben klirrend aneinander schlagen, und draußen in den Dänen führte er tolle Wirbelstöße auf. Die Frauen suchten endlich das Lager auf, doch Nanthea wachte in Sorgen und Qual. Ihr junges, heißes Blut schuf ihr

Schreckbilder, die bis dahin ihr fremd gewesen. Sie sah Knut, den Botsmann des die Eider-Mündung markirenden Feuereschiffes, ihren herrlichen, geliebten Knut, für den sie tropfenweis ihr Herzblut hingegessen hätte, und den sie doch in unbegreiflicher Verblendung tief ergürtet hatte, sie sah Knut auf seinem einsamen, meermüthigen Wachtposten in Noth, in schwerer Gefahr, — der Untergang des Feuereschiffes schien ihr bei diesem Wetter unvermeidlich.

Es litt die junge Friesin nicht mehr auf dem dürftigen Lager. Sie schaute nach der Mutter. Die Hände über der Brust gefaltet, lag die alte Frau in tiefem Schlummer; ihre langen, dichten, eisgrauen Haarsträhne flossen über den blaugewürfelten Bettbezug herab. Nanthea drückte flüchtig eine der Strähne an ihre Lippen. Erschrocken schaute sie um, ob Jemand den Gefühlsausbruch bemerkt, — nur die schmale Sichel des abnehmenden Mondes blickte durch zerrissene, hastig jagende Wolken. Mitternacht war vorüber, der Morgen nicht fern.

Durch Sturm und Regen wanderte das junge Weib durch die Düne, über das Blachfeld landeinwärts. Das Stranddorf Westerhöft war ihr Ziel. Nanthea mußte die Landspitze durch mehrstündigen Weg abschneiden, um das Dorf zu gewinnen, von wo aus sie irgend eine Gelegenheit nach dem Eider-Leuchtschiffe erhoffen durfte. Ihr Fuß versank bald in Sand, bald strauchelte er in Aderfurchen; der Wind riß ihr das hastig übergeworfene Tuch vom Kopfe, und es in die Weite entführend, ließ er so recht seinen Uebermuth an dem Dinge aus. Aus tief hangenden Wolken sprühte kalter Regen über ihr dichtes Haar, über ihre heiße Stirn. Sie fühlte nichts. Zerrende Lichter zuckten am nächtlichen Himmel und auf dem weiten Meere dahin, sah! huschte der Mond durch die Wolken. Nanthea sah nichts, sie hörte nur, — sie hörte das ferne Branden des Oceans.

Schon wollten ihre Kräfte versagen, schon glaubte sie in Nacht und Graus vergehen zu müssen, da tauchte im fahlgelben Morgenscheine das unermeßliche Meer auf, und weit, weit gen Westen, wo die Himmelsdecke mit den fluthenden Wassern zusammenschmolz, tauchte ein Lichtpünktlein auf und nieder im nächtlichen Gewässer, — das Eider-Leuchtschiff. Links aber, durch eine hohe Dünenkette gegen das Ungeheuer der See geschützt, mußte Westerhöft liegen, wo Nanthea ein gutes Fahrzeug, mitleidige Männer zu finden hoffte, die sie hinausbringen würden nach dem einsamen Feuereschiffe, zu Knut, dem geliebten Manne, den sie um Verzeihung bitten mußte, sollte sie je wieder eine frohe Stunde haben.

Bei dem nächstgelegenen Fischerhause angelangt, pochte Nanthea die Bewohner wach. „Ist ein Schiff in Gefahr?“ fragte eine verschlafene Stimme aus einem engen Schießfensterchen. „Kein, nein! Kommt nur, Schiffer, ich muß zum Feuereschiff.“

„Zu dieser Stunde? Bei drohender Springsfluth? Das kann nur ein Frauenzimmer verlangen, wenn's nicht gar eine Wasserfrau ist,“ antwortete die Stimme.

„Wacht nur auf, Schiffer, redet mit mir, das Andere findet sich. Wollt oder könnt Ihr nicht mitgehen, dann geh ich allein. Auch ich kann ein Paar Ruder kräftig führen, bin ich doch ein friesisch Weib.“

„Auch gegen die schwellende Fluth? Gott schütze uns!“ erwiderte der Mann. —

Mit verdoppelter Aufmerksamkeit stand die Wache auf dem Leuchtschiffe in dieser stürmischen Nacht auf dem Posten. Es ist ein gar trauriges Leben, welches über das Häußlein Männer verhängt ist, die da in tiefster Einsamkeit auf dem fest verankerten, doch stets schwankenden Schifflein ihre Tage verbringen. Die Feuereschiffe dienen dazu, besonders gefährliche Stellen in den Küstengewässern zu kennzeichnen; durch weithin sichtbare Lichter, die sie an den Masten tragen, verkünden sie den Schiffen die Gefährlichkeit des Fahrwassers und geben ihnen zugleich Gewißheit darüber, wo sie sich befinden. Es ist ein mühseliges, durch Eintönigkeit erdrückendes Leben auf solch einem Feuereschiffe, welches nicht von der Stelle weicht; und wehe dem Manne, der zu diesem Drude des äußeren Lebens noch den Stachel innerer Qual empfindet.

Knut, der Botsmann, trug einen solchen Stachel in seiner Brust, und der qualte den starken Mann, daß er vermeinte, die stumme Qual nicht ertragen zu können. Als jüngst das Bot mit Lebensmitteln, Zeitungen und allerlei Neuigkeiten für das Feuereschiff eintraf und die Befragung mit heißem Verlangen die karglichen Brosamen festländischen Wohllebens entgegennahm, da fragte Knut den Führer des Botes, Walte Ibsen, nur das Eine: „Hast Du für mich einen Brief?“ Die Antwort lautete verneinend. Er fragte weiter: „Wie geht es Nanthea, meinem Weibe?“ Diesmal hücte sich Walte Ibsen nach einem Tau, er konnte also Knut bei der Antwort nicht ansehen. Diese lautete: „Sie hat Knut nicht nötig, um hoch fidel zu sein!“

Der Stachel sah. Daß Walte Ibsen unter den Seeleuten als hämischer Charakter bekannt, daß Walte Ibsen ein verschämter Freier der schönen Nanthea war, — all das bedachte Knut nicht.

Schon anderen Tages ging er seinen Kapitän mit der Bitte an, ihm die zweite Hälfte des jährlichen Urlaubs schon jetzt zu gewähren, und nach längerem Hinundherreden über Wetter und Barometer hatte er ihn bekommen. Wie eilig floß sein Bot über die Spiegelblanken Wasser; mit welcher Glückseligkeit hatte Nanthea ihn empfangen; wie köstlich waren die vierzehn Tage häuslichen Glückes gewesen! Bis auf den letzten Tag. Dieser aber vernichtete Alles. Nanthea bestand darauf, mit Knut den Schifferball zu besuchen; wieder erwachten die graufamen Zweifel und zerrissen Knut's ehrliches Herz. Nanthea's neues, buntes Gewand blieb unbenutzt in der Truhe liegen, aber in tiefem Groll schieden die Gatten.

Seit acht Tagen war Knut wieder im Dienst. Acht Tage, eine Kleinigkeit von dem unermeßlichen Zeitraume, welcher vor ihm lag, denn Knut gedachte für Jahr und Tag auf seinen Urlaub zu verzichten, bis — ja, bis Nanthea selbst kommen würde, ihn zu sehen. „Darauf kann ich lange warten,“ murmelte er bitter und blickte zu dem Feuer am Großmast auf, welches seine Strahlen über die dunklen Meeresweiten sandte, als müsse von dort ihm Hilfe kommen.

Dunkler ballten die Wolken im Norden sich zusammen, über der murrenden schwarzen See huschten die Sturmvögel mit leisem Getöse pfeilschnell dahin. Der Kapitän des Feuereschiffes kam auf Deck und sagte, daß das Barometer plötzlich tief gefallen sei. Er hielt Umschau nach Wind und Wetter, prüfte, ob der Leucht-Apparat seine Schuldigkeit thue, und ob die „Sirenen“, das tönende Warnungsmittel bei Nebel, in Ordnung seien, und ermahnte die Leute, frisch auf dem Posten zu bleiben, denn die Nacht werde einen „munteren Tanz“ bringen.

Der Mahnung bedurfte es kaum. Ein wenig „schlecht Wetter“ kam den Leuten als Abwechslung in dem erdübenden Gleichmaß der Tage gar nicht unwillkommen. Knut besonders machte sich trotz der Finsterniß Allerlei zu schaffen; so lange die Hände in Arbeit sich rührten, fühlte er minder den brennenden Stachel im Herzen. Auch als um Mitternacht die Wache ausgewechselt ward, blieb Knut auf dem Posten. Aber nun gab es nichts mehr zu thun. Dampf brütend, lehnte er am Großmast und starrte gen Norden, woher ein unheimlich Pfeifen und Rauschen das Nahen eines schweren Wetters verkündete. Dort, dort im Nordosten wohnte auch sie mit dem lichten Haar, den köstlichen Augen, Nanthea, seine Nanthea mit dem treuen, — nein, mit dem falschen, grundfalschen Herzen. Wie es pfliff und brauste in höllischer Finsterniß! Nur die Nacht sah es, daß ein ächzender Mann beide Hände geballt auf seine Augen drückte. „Dahaha, sie hat Knut nicht nötig, um hoch fidel zu sein!“ sangen die tückischen Vögel in sein Ohr. Er konnte sich nicht auch die Ohren zuhalten. Und jetzt raste das Unwetter mit voller Wucht heran. Bleigrau froh die Morgendämmerung von Osten herauf, ihr fahler Schimmer lag wie ein Leuchttuch über der Schöpfung. Mit unerhörter Wuth raste der Sturm, er peitschte die Wellen, daß sie in wilder Empörung an dem Leuchtschiffe ihre Kraft übten. Hochauf tanzte das Schifflein; es war, als wolle eine mächtige Hand seine Ankerketten durchreißen. Noch aber hielten die Ankerketten. Mit dumpfem Gebrüll ging eine wilde See über das kleine Schiff hinweg, ein halberstörter Schrei folgte, und todtenblaß starrten die auf dem Deck versammelten Männer einander an und zählten stumm, ob einer fehle. Es fehlte Einer! Die See hatte ihn mitgenommen, um ihn nie herauszugeben. „Wär' ich's! Wär' ich's!“ schrie es in Knut's Seele.

Noch brante die Leuchte am Großmast, die den kämpfenden Schiffen in dieser Nacht ein tröstliches Zeichen sein sollte. Da brach ein Windstoß knatternd über das Schiff her, einige Stücke aus der Tafelage prasselten nieder, es gab einen Stoß von unten, und — die Ankerketten waren gerissen, das Schiff trieb, ein Spielball der wilden Elemente. Ein dröhnendes Kommando erscholl: das Leuchtschiff am Mittelmast sank herab und verlor sich, zwei Mann eilten an das Steuer, um das der Rüste zuzugende Fahrzeug zu lenken, so gut es in dem Aufbruch möglich. Kein Leuchter mehr, sondern selbst der Hülse bedürftig, war das Feuereschiff dem Sturm übergeben.

„Ein Bot! ein Bot!“ schrie Knut.

„Beidrehen!“ befahl die ruhige Stimme des Kapitäns. Noch gehorchte das Schiff dem Steuer, eine secundenlange Pause in dem Sturm-Concert gestattete das „Beidrehen.“ „Nanthea! Nanthea!“ schrie Knut abermals und wartete gar nicht erst den Befehl seines Kapitäns ab, sondern eigenmächtig holte er mit dem langen Vorsschakel aus und saßte mit ihm die nahe vorbeitreibende Kuffschale. Dann, nachdem auch Andere zugepackt, band er rasch ein Tau um seinen Leib, kletterte an der Außenseite des auf- und nieder schwankenden Schiffes hinab, ergriff das menschliche Wesen, welches in dem halb mit Wasser gefüllten Bote bestunungslos lag, mit seinen starken Armen und brachte es auf das Deck des Feuereschiffes in Sicherheit.

Seine Ahnung hatte Knut nicht betrogen. Es war wirklich Nanthea, die allein mit dem Bote die Fahrt gewagt hatte. Wohl war ihre Kraft dem Unwetter nicht gewachsen gewesen, doch wie durch ein Wunder ihr Bot vor dem Ruckern bewahrt geblieben. Auf Knut's verzweifelte Rufe: „Nanthea, mein Weib, mein einziges, herrliches Weib!“ öffnete sie die großen Augen und starrte verwundert die sie umstehenden Männer an. Da trafen ihre Blicke auf Knut, der sie mit Zärtlichkeiten überhäufte, aus dessen Augen Thränen flossen, deren er sich nicht schämte.

„Du kamst zu mir?“ fragte er wonnetrunken.

„Lieber sterben mit Dir, als leben ohne Dich!“ antwortete sie, und ihre Augen schloffen sich in neuer Ohnmacht.

Nach drei Tagen erst konnte das schrecklich zugerichtete Leuchtschiff den Hafen von Tönning gewinnen. Nach wenigen Wochen ging es, ausgebessert, mit neuer Befragung auf seine Station im Meere zurück und redete wieder seine freundlich warnende Sprache. Knut, der Botsmann, ist nicht mehr auf dem Feuereschiffe; er erbat und erhielt seine Entlassung. Er lebt als Fischer in Westerhöft; sein Verdienst reicht aus, wenn es auch schmal hergeht. Nanthea ist sehr glücklich; die Mutter braucht ihr keine Berichte mehr abzunehmen.

Nachdruck verboten.

### Der Pariser Carneval.

Von Eugen von Jagow.

Wie oft hört und liest man in Paris das mütterliche Wort: „Der Carneval ist todt!“ „le bonhomme carnaval est mort!“ Aber seltsam, dieser todte Mann hat ein merkwürdig zähes Leben!

Woher diese alljährlich auf das Regelmäßigste wiederkehrende Klage? Die Thatsache, daß in Paris die klimatischen Bedingungen nicht so günstig sind, wie in Nizza oder Rom, erklärt sie nicht, denn in allen Jeremiaaden findet sich das Lob der alten, guten Zeit, wo der kaum begonnene Frühling schwerlich wärmer war, als heute. Das Klima kann in der That höchstens die Form der Fastnachtsfeier modificiren und deren Schwergewicht aus der freien, blumenreichen Gotteswelt in den Ballsaal, den Salon und das Café verlegen.

Nein, diese ewige Klage über die Abnahme des Carneval-Uebermuthes, welche mit dem in Frankreich zunehmenden Schopenhauer-Cultus künstlich in Verbindung gebracht wird, ist in der Menschennatur selbst begründet. Es handelt sich nicht um den Vestimismus eines deutschen Philosophen, sondern um den des Altcrdens, welcher sich nicht mehr so harmlos zu vergnügen vermag, wie die sonnige Jugend, und darum geheimen Reid empfindet. Die Kinder, welche sich heute auf dem maskirten Opernballe so köstlich amüsiren, werden im kommenden Jahrhundert mit einem Stoßsenker bemerken: „Es ist doch nicht mehr dasselbe, wie in den achtziger Jahren,“ und damit werden sie Recht haben. Die Form der Carnevals-Freier wechselt beständig, ihr ewiger Inhalt aber ist die glückselige Sorglosigkeit und die naive Genußfähigkeit der Jugend. Und so erklärt es sich denn auch, daß Erwachsene, welche auf den Privatfesten, den Lunich ihrer Wirthe berückichtigend, maskirt erscheinen, meist linksch sind oder doch nur höchst unvollkommen diejenige Rolle spielen, welche ihr Kostüm ihnen zuweist: die phantastischen Pierrots und die ausgelassenen Polichinells sind unter

ihnen selten. Aber, wie gesagt, das verhielt sich so zu allen Zeiten.

Heute gedenken die Alten melancholisch der schönen vierziger Jahre, der débardours, der chicards, wie die Greise jener Zeit die Blüthen-Periode des Carnevals unter die Restauration verlegen und von den „incroyables“ des Directoriums, wie ihre Ahnen von den „roués“ der Regentenschaft die merkwürdigsten Dinge erzählten. Schon Frau von Sévigné, die geistreiche Zeitgenossin Ludwigs XIV., schreibt ihrer Tochter: „Der Carneval läßt sich gar nicht munter an.“ Und doch war die Zeit des pomphaften Sonnentönigs zu Maskenprunk und schwelgerischer Ausgelassenheit gewiß mehr geeignet, als irgend eine andere. Aber Frau von Sévigné blickte eben nicht mehr mit den Augen einer Siebenzehr- oder Achtzehnjährigen in's Leben hinein. —

Im Mittelalter entwickelten sich die Maskeraden in Frankreich zu wirklichen Professionen, in welchen die herrlich geblendete Madonna neben Venus, die übrigen biblischen Figuren und die Heiligen aller Art neben den Gottheiten des Olymp friedfertig einherstritten und es überhaupt so bunt herging, wie bei den „Mysterien“, aus denen später das Theater sich entwickelte. Die Chronisten berichten Wunderdinge von den kostümirten Bällen am mittelalterlichen Königshofe und preisen die malerischen Trachten.

Nach dem „großen Jahrhundert“, — so nennt der Franzose das Zeitalter Ludwigs XIV., — folgte die Regentenschaft, die Zeit der Vormundschaft des sittenlosen Herzogs von Orleans, in der offenbar mehr gezecht und getanzt, als gearbeitet wurde. Die Fastnachtscherze waren damals zum Theil noch recht roher Natur. Einer der großen Seigneurs beispielsweise schüttete seiner Tischnachbarin heimlich den Inhalt seiner Schnupftabakdose in das Glas, welchen Trunk die zartmervige Dame nicht überlebt haben soll.

Unter dem ersten Kaiserreiche nehmen die Maskeraden einen streng militärischen Charakter an, was unter dem Scepter des Soldatenkaisers nicht eben verwunderlich ist. Die Kostüme, die man damals in der Fastnacht und überhaupt während aller sogenannten jours gras bei Hofe bewunderte, waren die mit Gold überladenen militärischen Kostüme aller Nationen, ein Geschmack, welchem unser revanchelustiger Nachbar auch heute wieder lebhaft huldigt.

Unter dem Bürgerkönige verlor der Carneval seine martialischen Mäuren. Die Masken, welche die Nacht hindurch getanzt hatten, gaben sich am andern Morgen in der famoson Courtille, einem Restaurant auf den Höhen des Montmartre, ein Stellchen, um von dort in Scharen in's Innere der Stadt zurückzuwandern und bald hier, bald dort einzulehren. Der berühmte Lord Seymour „milord l'Arsonillo“ genannt, ließ sich von dem, heute fast schon legendarisch gewordenen Lumpensammler in dessen Kiepe auf den Boulevards spazieren tragen. Aus jener Zeit datiren auch alle die mehr oder minder glücklichen Fastnachtscherze, die sich wenigstens auf dem Lande noch erhalten haben; so das heimliche Hineinbad von harten Gegenständen in die sogenannten erbes, Mehlkuchen von zweifelhaftem Geschmade. Weißt man da recht herzhast auf einen Kieselstein, so geht dabei unter Umständen ein Zahn verloren, was doch offenbar ein sehr gelungener Scherz ist.

Unter dem zweiten Kaiserreiche führte man den Fettochen, den boauf gras, durch die Straßen, und unter der Republik — amüsirt man sich in seiner Weise, durch Straßen-Maskeraden, auf den öffentlichen und privaten Bällen, und zwar mit allerhand Gastereien. Ich weiß nicht, ob man unter dem zweiten Kaiserreiche so materialistisch dachte, wie heute, jedenfalls aber nicht materialistischer. Der Naturalismus übt auf den Geschmack und damit auch auf die Form der Carnevals-Freier, von der hier allein die Rede ist, einen großen Einfluß aus. Das zeigt sich schon rein äußerlich in der Wahl der Namen für die gezechteten Tanzkünstler und Tanzkünstlerinnen der öffentlichen Bälle und des Café-Concert. Grille-d'Égout, la Goulue und „Désossé“ klingen zweifellos moderner, aber minder amuthig, als Glodoché und Rigolboche oder gar als Alice la Breuvencale, Bribidi, Rogador und Pomaré. Doch dies ist ein Thema, bei dem wir nicht zu lange verweilen wollen. Thatsache ist, daß die Jugend heute die öffentlichen Bälle mehr deshalb besucht, um tanzen zu sehen, als um selbst zu tanzen, und daß die Heiterkeit der bezahlten und engagirten Tänzer immer nur eine künstliche ist. Bei den halb öffentlichen Bällen dagegen, zu denen Abonnements-Listen anlaufen, und deren Publicum somit weniger gemischt ist, und ebenso bei den Privatbällen ist eine Abnahme der Tanzlust keineswegs zu beobachten. Würde sich sonst die Zahl der kleinen, intimen Bälle, die man den großen, mehr oder minder offiziellen bei Weitem vorzieht, von Jahr zu Jahr mehren?

Die studentische Welt aber und alle diejenigen jungen Leute, welche wenig in Familien verkehren, ziehen den Ballfreunden die Genüsse der Tafel und des Alkohols vor, was dem modernen Carneval sein spezifisches Gepräge giebt und der naturalistischen Geschmadsrichtung entspricht. Die Cafés sind bis in den Morgen hinein überfüllt, der Champagner fließt in Strömen, der weiße Bordeaux oder Burgunder ist der stete Begleiter der Auktern, das Menu der Soupers ist oft außerordentlich, und die Stammgäste der Table d'hôte sind im eigentlichen Sinne des Wortes die Gäste des Wirthes, der sich für ihre Treue dankbar erweist und dabei ganz gut auf seine Kosten kommt, da man ihm diese in den folgenden, sich zu „blauen Montagen“ gestaltenden Tagen mit Zinsen zurückerstattet.

Es scheint in der That, daß die Carnevalslust oder, richtiger gesagt, die Possentaune des Carnevals heute nur noch außerhalb der Familie und der vornehmeren Gesellschaft gedeiht, wo das Ceremonielle nicht allzusehr überwuchert. Die sogenannten „Thierbälle“ bei der Herzogin von Sagan haben immer etwas Gezwungenes, und die neueste Concession an die Göttin Mode, statt des Maskenkostüms im einfachen Domino beim eleganten Diner erscheinen zu dürfen, trägt auch nicht dazu bei, die allgemeine Lachlust zu erhöhen. Der Anblick des Frades hat schon ohnehin etwas Erfaltendes, aber in der Verbindung mit der Gesichtsmaske ist er geradezu unheimlich, und so kommt es denn, daß ein in diesem merkwürdigen Zwitterkostüm begonnenes Diner wie eine Komödie beginnt und wie ein Trauerspiel aufhört. Man lacht anfangs und spricht schließlich von den ernsthaftesten Dingen. Die Maske wird als ein nothwendiges Uebel empfunden.

Auf der Straße und in den Restaurants ist der tolle Uebermuth der Masken besser am Plage. Nächst den militärischen Kostümen, in denen sich vor Allen die Mitglieder der Schaller-Bataillone gefallen, dominirt die einfache Nase, in den abenteuerlichsten Größen, Formen und Farben. Ist das bezeichnend für die Republik? Ich weiß es nicht, jedenfalls behaupten die Sachverständigen, daß der Wechsel der Nase das Symptom der



Carl Röchelt  
M. 16.

Der erschoffene Jäger. Nach einer Skizze von Carl Röchelt. — Siehe Seite 62.

Unzufriedenheit sei; sagt doch schon das lateinische Sprichwort: Niemand ist mit seiner Nase zufrieden.

Ein anderes Zeichen der Zeit ist der ungeheure musikalische oder richtiger unmusikalische Lärm, der in den Straßen verübt wird. Die Studenten beispielsweise, welche in langen Reihen die Hauptstraßen des lateinischen Viertels durchziehen, begnügen sich nicht mit ihren improvisierten Kundtänzen, ihren farbigen Vampions, sondern sie blasen auch auf den sanften „Miklions“ und anderen altförmigen Marterwerkzeugen. Aber dieser Urwaldlärm wird noch vom Jagdhorn überdönt, welches man als das Lieblings-Instrument der Pariser bezeichnen kann. Kinder wie Erwachsene, — selbst Alter schützt vor Thorheit nicht! — entlocken diesem an sich so stimmungsvollen Freischütz-Instrumente die kläglichsten Töne, welche den Kagenjammer des folgenden Tages im Voraus illustriren.

Blumengeschmückte Wagen, die an den Triumphzug des Bacchus erinnern, — obgleich zu dessen Zeiten die gemischten Weine noch unbekannt waren, — durchziehen die Straßen und bieten, unter dem Titel chars, der Kellame eine willkommene Gelegenheit. Die Zeiten, da die Jünglinge und Mädchen in corporo der gaffenden Menge ein Schauspiel bereiten, sind längst vorüber. Kaum, daß sich von dieser alten Sitte noch einige Ueberbleibsel erhalten haben, so in den Aufzügen der von Jola im „Affonsoir“ in seiner Weise besungenen Wäscherinnen und der Schlächter. Im Uebrigen verschwinden diese alten Bräuche mehr und mehr, um der neuerungsfähigen und darum in gewisser Beziehung wohlthätigen Kellame Raum zu geben.

Der Circus, das Café, das öffentliche Ballspiel entfenden ihre Vertreter als Clown, Venus oder Bacchus in phantastischen Kostümen, in eleganten zweispännigen Equipagen oder hoch zu Ross durch die Straßen. Die wunderbarsten Allegorien, in Gestalt von Bildern, Wienkörben, gewaltigen Schlüsseln, Zwergen und Riesen in modernster Tracht, loden oder schreden die Blicke der Menge; vor Allem aber sind es die „Sandwichs“, welche im Pariser Straßenleben eine immer größere Rolle spielen. Unter Sandwich versteht der Franzose, wie der Engländer, ein belegtes Butterbrod. Und da die in den Pariser Straßen auf- und niederwallenden Anschlagtafeln in Menschengestalt zuerst zwischen zwei mit Annoncen besetzten Holzplatten sich zeigten, so erklärt sich jener Spitzname ohne Schwierigkeit. Heute hat er kaum mehr einen Sinn, da diese Form des ambulanten Kellamewesens schnell entwickelt worden ist und die kaufmännischen oder literarischen Neuigkeiten bannerartig und mit Transparenten verkündet werden; aber ganz ebenso verhält es sich ja mit vielen anderen sprachlichen Ausdrücken, die ihren ursprünglichen Sinn völlig eingebüßt haben und diesen überleben.

Gott Lob, ist aber der Carneval von der Kellame noch nicht völlig in Beschlag genommen und nivellirt worden. Auch der nicht rein geschäftsmäßig speculirenden Phantastie bleibt noch ein weites Feld zur Bethätigung ihres harmlosen Frohsinnes, von dem sich am mardi gras in den Pariser Straßen noch so manche Spur findet. Man sieht dort nicht nur vier- oder fünfjährige Feldmarschälle, niedliche Milchmädchen und normännische Bäuerinnen, Musketiere und Chinesen, sondern auch Affen auf hohem Zweirad, diesem von den Pariser Stutzeren mißbrauchten Behälter der Mode, Damen mit Revolver, im Uebermaß mit Orden geschmückte und unzählige andere Figuren, welche die krankhaften Auswüchse der Zeit in übermüthiger Weise zur Anschauung bringen.

Nachdruck verboten.

### Vor hundert Jahren.

Februar 1787.

Von Ernst Schubert.

**H**undert Jahre zurück, — es ist, als ob wir in eine andere Welt versetzt würden! Nicht eine Welt der blendenden Wunder, wie sie des Dichters Geist uns vorzaubert, sondern ein von nebelhaften Schleiern umhülltes Reich, von einer niederdrückenden Atmosphäre belastet, die kein frisches, fröhliches Athmen, sondern nur eine Art halbberauschten Traumlebens gestattet. Wohl kennt man, Dank Denis Papin, schon im Princip die gewaltige Kraft des Dampfes, aber ihre Anwendung beschränkt sich auf geringe Ansätze; und eine Welt ohne Eisenbahnen und Dampfschiffe, ohne den über Länder und Meere blitzenden Funken der Electricität, sie dünkt uns heute so unvollkommen, wie vielleicht den Kindern des zwanzigsten Jahrhunderts die Zeit, da das lenkbare Luftschiff noch nicht das gebräuchliche Verkehrsmittel Aller, das Glückseligste noch nicht das Lämpchen des armen Mannes war. Und doch meinen wir, daß wir mit unseren Eisenbahnen, Dampfschiffen und Telegraphen-Kabeln den Erdball beherrschen, und daß unsere Vordorbenen ohne diesen Besitz wie auf Inseln gelebt haben, denen nur von Zeit zu Zeit ein landendes Schiff die Bedürfnisse des Leibes und die Geschehnisse aus der Ferne, arg verspätet, zutrug.

Blättern wir zum Beispiel in den Berliner Zeitungen von 1787, so finden wir, daß Berichte aus Kassel und Hamburg erst nach sechs bis acht Tagen, aus dem Haag, Brüssel und Paris erst in elf bis zwölf Tagen, aus Kopenhagen und Madrid in etwa einem Monat zur Kenntniß der Berliner Leser gelangten. Gab es doch auch zwischen der preussischen Hauptstadt und den auswärtigen Stationen nur je eine zweimalige Verbindung wöchentlich, mit der reitenden und der fahrenden Post, erstere nur für Briefe und besonders eilige Sachen. Nur zwischen Berlin und Potsdam fährt eine „Journalière“ täglich zweimal. Von Berlin nach Stettin braucht die Postkutsche dreiunddreißig Stunden, und die Reise kostet fünf Thaler. In welchem Zustande bei solchen Verkehrsmitteln aus Ausland der „frische“ Cavalier und aus Holland die „frischen“ Auster, wie sie die Kaufleute anpriesen, in Berlin eintrafen, mag man sich vorstellen. Aber man kannte es nicht besser, und so ließ man sich die verdorbenen Delicatesen ebenso wohl gefallen, wie die abgestandenen Zeitungsnachrichten aus der Ferne. Scheint doch auch das Neuigkeits-Bedürfniß nicht eben groß gewesen zu sein, denn Berlin besaß nur zwei Zeitungen, die nur dreimal wöchentlich erschienen, und nicht Jedermann, der von den Weltvorgängen erfahren wollte, abonnierte auf eine derselben. Viele fanden es billiger und bequemer, auf der Straße sich zu dem Fuhwerktriefen jener Leute zu stellen, die für einen Dreier die Version, die Zeitung von Anfang bis zu Ende vorlasen.

Wie mögen wohl die Hörer die Ohren gespitzt haben, als sie jenes Decret vernahmen, durch welches Friedrich Wilhelm II. die Aufhebung der „General-Tabaks-Administration“ und der

königlichen Kaffeebrennerei-Anstalt verfügte und den Unterthanen die Fabrication und den Anbau des Tabaks, wie den Handel mit Kaffee und Tabak wieder frei gab. Nun ist es vorbei mit den verhassten „Tobackdreibern“ und den „Kaffee-riechern“, und auch rechtschaffen süß kann der Berliner bald wieder den bräunlichen Trank schlürfen, denn auch der Handel mit Syrup soll freigegeben werden. Doch auch von edleren Genüssen und ihren Spendern ist zu berichten. Unter dem 1. Februar 1787 setzt Döbbelin, der durch die Gnade Friedrich Wilhelms II. von seinem unansehnlichen Rufentempel in der Behrenstraße in das königliche National-Theater auf dem Gensdarmen-Markt übergesiedelt ist, drei Preise, von je fünfzig, dreißig und zwanzig Friedrichsdor, auf die drei besten National-Trauerpiele aus, und unter demselben Datum wird Madame Karstin, „die durch ihre Gedichte berühmt ist“, die aber von Friedrich dem Großen auf ihre Bitte um Schenkung eines Hauses einen gar demüthigenden Bescheid erhalten hat, durch eine königliche Verfügung erfreut, laut welcher ihr das gewünschte Haus „auf einer bisher leeren Stelle“ erbaut werden soll. Eine noch höhere Auszeichnung wird am 3. Februar einer anderen Dame zu Theil, der Demoiselle Felicité Tassaert, Tochter des Hofbildhauers und Rectors der königlichen Akademie der Künste; für ihre schönen Pastell-Bilder wird sie zum Ehrenmitglied der Akademie ernannt.

Daß Friedrich Wilhelm II. im Anfange seiner Regierung ein Freund der Toleranz war, lehnen die zahlreichen, an israelitische Kaufleute verliehenen Privilegien, laut welchen sie und ihre Nachkommen gleiche Freiheiten und Vorrechte, wie christliche Bankiers, „in und außer Gerichte, desgleichen im Handel und Wandel“ genießen sollen. In starkem Gegensatz hierzu steht freilich eine Bekanntmachung der kurmärkischen Kriegs- und Domänenkammer, wonach, in berechtigter Anerkennung der Beschwerden des Berliner Schneidergewerkes, die mit Kleidern handelnden Juden, wenn sie bei einem nicht recipirten (zünftigen) Schneidermeister Kleidungsstücke neu anfertigen oder wenden lassen, hundert Thaler Strafe zu zahlen haben; die Hälfte der Summe erhält der Denunciant, die andere Hälfte fließt in die Werkstätte der Schneider. Belohnungen des Denunciantenthums waren überhaupt an der Tagesordnung; so erhielt, wie seinen Nachbar überführte, daß er seinen Hund frei hatte umherlaufen lassen, die Hälfte der Strafsomme von fünf Thalern. Ein häßliches Blatt in der Geschichte jener Tage bildet ferner die zahlreichen Stedbriefe gegen Deferteure, deren Vermögen confiscirt, und deren Name an den Galgen geheftet wurde.



Nach einem Stiche von Dahamel im „Magasin des Modes vom Februar 1787“.

Doch wenden wir uns von dem trotz allen Aufblühens noch immer bescheidenen Berlin zu der glänzenden Kaiserstadt an der Donau. Die Bevölkerung Wiens hat, wie unter dem 9. Februar berichtet wird, seit der Regierung Josephs II. einen Zuwachs von 29,000 Köpfen erhalten. Das ist kein Wunder, denn rastlos ist der junge Kaiser um die Wohlfahrt, wie des ganzen Landes, so besonders seiner Hauptstadt bemüht. Jede Zeitung meldet von Reformen, die allerdings zum Theil überstürzt erscheinen und namentlich in den österreichischen Niederlanden heftigem Widerstreben begegnen. Auf der streng kirchlich gesinnten Universität Löwen, die der Kaiser in liberalerem Geiste umzugestalten gedachte, kommt es Ende Februar sogar zu Unruhen. Doch Joseph II. hat nicht viel Zeit, sich um diese Dinge zu kümmern; er plant Größeres, ein Zusammentreffen mit der Kaiserin Katharina II. von Rußland, aus dem ein gemeinschaftliches Unternehmen gegen die Türkei hervorgehen soll. Dies schlummert freilich noch in der Ferne, aber man liest doch schon Mancherlei von den Zeiten Schoße, aber man liest doch schon Mancherlei von den Reise-Vorbereitungen. In Cherson, der von Potemkin, dem Eroberer der Krim, neubegründeten Stadt am Schwarzen Meere, soll die Zusammenkunft stattfinden. Bereits Ende Januar ist die Kaiserin Katharina zu jener berühmten Reise aufgebrochen, während welcher Potemkin durch seine von Etappe zu Etappe vorausgeschickten, immer von Neuem abgebrochenen und aufgebauten „Pappdörfer“ seiner Gebieterin den Glauben erweckte, daß sie durch wohl angebautes Land reife, während doch die hierfür bestimmten Summen in die Tasche des Günstlings geflossen waren. Der letzten Umfahrt der Kaiserin durch Petersburg, erzählen die Blätter, schauten hunderttausend Menschen thränenden Auges zu. Auch in Wien sieht man der Abreise des Kaisers mit Spannung entgegen; für das Befolge Katharina's, sagt man, wird er zahlreiche kostbare Cadeau's mitnehmen, ferner vierzigtausend

neue Dukaten und eine große Summe in anderen Münzsorten. In ihren Vergnügungen läßt sich übrigens die heitere Stadt durch die bevorstehende Abreise des Monarchen nicht stören. Zu den bekannten Lustbarkeiten ist noch eine neue gekommen, ein Pferderennen nach englischer Art. Mehrere in Wien wohnende Söhne Albions haben ein solches unter sich veranstaltet, und ein Hr. Thompson gewinnt mit einer Siebenbürger Stute den ersten Preis von hundertfünfzig Pfund Sterling.

In großes Erstaunen wird Deutschland versetzt durch eine Tragikomödie, den Ueberfall des Ländchens Bückeburg durch den Landgrafen Wilhelm IX. von Hessen-Kassel (später als Kurfürst Wilhelm I.). Graf Philipp Ernst zu Lippe-Schaumburg ist am 13. Februar 1787 gestorben, und obwohl er ein dreißigjähriges Söhnchen, Georg, hinterläßt, dessen Mutter Juliane die Regenschaft übernimmt, glaubt Landgraf Wilhelm doch, Erbansprüche auf Bückeburg erheben zu dürfen; er besetzt mit starker Truppenmacht das Land und läßt sich als Landesherrn huldigen, wozu sich auch ein Theil der Staatsdiener und Behörden bereit findet. Aber er hat die Rechnung ohne Frau Juliane und — die Festung Wilhelmstein im Steinhuder Meer gemacht. Während die Regentin, die sich mit ihrem Sohne außer Landes in Sicherheit gebracht hat, sich beschwerdeführend an Kaiser und Reich wendet, widersteht die Miniatur-Festung, obwohl sie nur von einem Capitän, einem Führer, vierzig Fußsoldaten und einigen Geschützen vertheidigt wird, allen Capitulations-Anforderungen. Die Beschwerden der Gräfin haben schließlich Erfolg, namentlich Preußen spricht ein entschiedenes Wort, und so müssen, wie wir gleich hier vorweg nehmen, im April die heftigen Truppen gedemüthigt wieder abziehen, — Bückeburg und Wilhelmstein haben glänzend gefiegt.

Nicht geringeres Aufsehen, als diese Affaire, erregt ein geheimnißvoller Vorgang, dessen Schauplatz das Erzstift Köln ist. Ein Mann, Namens Mathieu, hatte sich herzhafter Weise gerühmt, daß er aus Eisen Gold machen könne; in Wahrheit aber verfertigte er aus metallischen Compositionen allerlei Modewaaren, deren Verkauf ihm ein gutes Stück Geld eintrug. Die prahlerische Rede nun kam einer „Goldmacher-Gesellschaft“ zu Ohren, deren Mitglieder dem Manne sein kostbares Geheimniß zu entreißen beschloßen. Sie lauerten ihm auf, aber Mathieu setzte sich zur Wehre und wurde im Kampfe getödtet. Nun bemächtigten sich die Mitglieder seiner beiden Kinder, welche sie für Mitwisser des Geheimnisses hielten. Die Unglücklichen wurden bedroht und gemartert, vermochten aber nichts zu verrathen; schließlich gelang es ihnen, zu entfliehen, und so wurde die Sache den Behörden kundbar. Es stellt sich heraus, daß der „Goldmacher-Orden“ weitverzweigte Verbindungen unterhielt; zahlreiche Mitglieder werden verhaftet, andere entkommen, gefehen aber gerade durch die Flucht ihre Schuld ein. Ein Doctor Juris in Köln scheint das Haupt der Bande gewesen zu sein.

Die Kunst des Goldmachens versteht vortreflich die Ostindische Compagnie in England. Ungeheure Reichthümer erpreßt sie den eroberten indischen Provinzen, aber nicht länger soll das ungestraft geschehen: Warren Hastings, der abgesetzte General-Gouverneur von Britisch-Ostindien, hat sich auf die Anklage wegen tyrannischer Willkür und grausamer Bedrückung der Eingeborenen zu verantworten. Dieser Prozeß nimmt die öffentliche Aufmerksamkeit fast mehr in Anspruch, als die parlamentarischen Kämpfe zwischen Pitt und Fox. Wie für die bedrückten Indier, so nimmt Fox auch Partei für die unglücklichen Negerflaven, und zum ersten Male hört die Welt bei dieser Gelegenheit den Namen desjenigen Mannes, der durch seinen „Fanatismus der Menschenliebe“ sich unvergänglichen Ruhm erwarb: das Parlaments-Mitglied für Hull, William Wilberforce, tritt an die Spitze einer Gesellschaft, die es sich zur Aufgabe macht, in Liverpool und Bristol zuverlässige Zeugnisse über das elende Los der Negerflaven zu sammeln und Vorbereitungen zur Aufhebung des Sklavenhandels zu treffen.

In Paris lebt man fröhlich in den Tag hinein, obwohl dort doch jener Stein in's Rollen geräth, der die große, furchtbare Lavine entfesseln soll. Die Mode, — ihre neueste Erfindung sind für Herren die langen spanischen „Röhren“ und Gilets mit allerhand Figuren, Jagden, Herden, verliebten Scenen, Caricaturen, — treibt verschwenderischen Luxus; das hindert aber nicht, daß eine der ersten Modehändlerinnen mit drei Millionen Passiva Bankrott macht. Sie hat vier Millionen bei ihren vornehmen Kunden ausstehen, aber diese können oder wollen nicht bezahlen. Was Wunder, da ja der Staat selbst mit bösem Beispiele vorangeht! Lange hat der Finanz-Minister Calonne das ungeheure Deficit der Staatskassen durch Anleihen zu verdecken gewußt, aber endlich muß auch er den Staatsbankrott für unvermeidlich erklären, wenn nicht durchgreifende Steuer-Reformen eintreten. So entschließt sich Ludwig XVI. zur Berufung der Notabeln, einer Versammlung von Rathgebern, deren Frankreich seit hundertsechzig Jahren unter den absolutistischen Herrschern entbehrt hatte. Das Volk setzt allerdings kein Vertrauen auf diese Versammlung von Herzogen, Bischöfen, Staatsräthen und anderen hohen Beamten, unter welchen es lauter willfährige Werkzeuge des verhassten Calonne vermutet. Die Gipsfiguren mit nickenden Köpfen, die man unter dem Namen „Notabeln“ in Paris feilbietet, finden deshalb zahlreiche Käufer. Aber, o Wunder, diese Notabeln, die am 22. Februar in Versailles zusammentreten, und deren Unterhaltung dem Lande täglich dreizehntausend Livres kostet, erringen eine ungeheure Popularität, und zwar lediglich durch ihre Opposition gegen „Calonne und Consorten“, welche sie für unwürdig erachten, überhaupt Reform-Vorschläge zu machen. So haben denn die Beschwerden des Volkes das Ohr des Königs erreicht, wenn auch nur durch die Vermittelung der Notabeln-Versammlung, die vor dem Monarchen selbst die volle Ehrfurcht bewahrt.

Dreister regen sich die Volkswünsche in den vereinigten Niederlanden, wo das Erb-Statthalterthum des Hauses Oranien nicht mehr auf sicheren Füßen steht. Wohl haben sich gegen die neuerstandene demokratische Partei die Vertreter der Aristokratie, die „Generalsstaaten“, mit den Oranieren vereinigt, aber die fortdauernde Gährung in weiteren Volksschichten ist unverkennbar. Die Schuld hieran trägt, nach einem Erlaß der Generalsstaaten, „die Verwegenheit einiger Zeitungsschreiber“, und die Behörden werden angewiesen, auf diese böswilligen Aufreißer ein scharfes Auge zu haben. Also schon damals sind sie richtig erkannt worden, die verwegenen Zeitungsschreiber, welche an den Lebenden ihre erbarmungslose Kritik üben und selbst die Todten aus hundertjährigem Schlummer scheuchen!

Rachdruck verboten.

### Ein Wort über den Dilettantismus.

Von Marie von Olfers.

**N**icht etwa ein Wort wider das Dilettantenthum, — dazu siehe ich dieser halben Stunde zu nahe; in den hängenden Gärten lustiger dilettantischer Arbeit fand meine Kunst den ersten Boden, von wo aus sie später ihre Wurzeln tief in die gesunde Erde des Erwerbes senken durfte.

Weshalb wird der Dilettantismus verachtet? Weil man sich gewöhnt hat, ihn mit „Stämperei“ zu übersehen; dilettarsi heißt aber: sich vergnügen, sich erziehen, sich erfreuen an der Kunst. — und wer lernt besser ihre Höheit und Unerreichbarkeit verstehen, als der Anfänger ohne Talent, welcher aus Liebe zu ihr nicht lassen kann, sich darin zu versuchen! Täuscht er sich über seine eigene Fähigkeit, nun, da sind ja die Kenner, welche zwar auch nicht immer Kömmer sind, um ihm den Standpunkt klar zu machen; die Kunst selbst aber wird getragen von Hingabe und Anbetung, sie nährt sich nicht von Kritik, so gesund ihr auch ab und zu ein gepfeffertes Wort sein mag, sondern vom Studium und von gläubigen Schülern. Vor der Natur wird sich der größte Meister am ersten zu den Stämpern belennen.

Ich will hier nicht im Allgemeinen reden, sondern im Besonderen aufmerksam machen, daß man es im Augenblicke mit einem ganz anderen Dilettantismus zu thun hat, als mit dem, der noch vor zwanzig Jahren, fern dem Gewerbe, Delbilder malte und Schizzenbücher füllte.

Damals gab es für den Dilettanten keine der tausend Künste, die jetzt getrieben werden; unbemalte Gegenstände, des Verzieren's werth, gehörten zu den Seltenheiten; den rohen Thon der Faience und Majolika kannte man kaum vom Hörensagen; Glasmalen und dergleichen schien undenkbar. Heute dagegen malt, brennt, ätzt, druckt, schnitzt, ja photographirt Alles, unterstützt durch einen Handel, welcher dem Reichen tausend Hilfsmittel bietet, die sonst dem Künstler kaum erreichbar waren. Der vermögende Dilettant braucht keine Kosten zu scheuen, sein Werk durch eine herrliche Fassung in das günstigste Licht zu setzen; seine Augen bilden sich früh an den Kunstwerken, die ihm nahe kommen; sein Geschmack ist verfeinert, sein Urtheil ist sachlich, auf Erfahrung gegründet, freilich oft auf eine trübe; desto sicherer sieht er die Fehler Anderer. Genug, er guckt überall hinter die Gardine, und aus dem verachteten Dilettantismus ist eine zu fürchtende Macht auf dem Gebiete des Kunstgewerbes geworden.

Eigene Kunst, wenn sie gut ist, schmeckt dem Dilettanten meist besser, als fremde, gerade wie im Hause gebackener Kuchen. Er arbeitet mit Lust an der Ausschmückung seiner Umgebung, kaum daß noch ein Plätzchen für den Erwerbenden frei bleibt; widerstrebend weicht der Arme zurück vor der Fluth, die sein einträgliches Gemüsegärtchen überschwemmt. Manche bittere Empfindung möchte einen Damm setzen, aber solche Ströme lassen sich selbst wenn man das Recht dazu hätte, schwer eindämmen; besser mit Klugheit leiten und lenken, damit sie zuletzt doch wieder Mühlen treiben und Schiffe tragen.

Eine Menge Schulen, Ateliers sind schon nach dieser Richtung hin entstanden. Mit der Liebe zur Kunst wächst der Wunsch, es immer besser zu machen, das Verlangen, das Beste zu besitzen. Der Lehrende lernt dabei, wie der Lernende; sie arbeiten zusammen, sie stellen zusammen aus; eine Art schöner Brüderlichkeit entsteht.

Drängt sich aber der vermögende Dilettant in die Reihe der Verdienenden, nimmt er Geld, Lohn für seine Arbeit, so möge er's nicht heimlich thun, sondern offen die Hand hinhalten, um den Preis für sein Werk zu empfangen, eingedenk, daß es ihm leichter ist, in bequemer Kutsche ein fernes Ziel zu erreichen, als dem todtmüden Wanderer, der, wer weiß wen, noch alles mit durchschleppen muß; er sehe ihm bei und zeige, daß er es für eine hohe Ehre halte, mit ihm desselben Weges zu ziehen.

Fast immer wird ja auf diese Weise erworbenes Geld dem Armen wieder zufließen; aber im Grunde wird dieser es lieber selbst verdienen.

Sonst boten die Bazare dem Reichen die beste Gelegenheit, für den Bedürftigen zu arbeiten; denn diese Verkäufe stützten sich fast allein auf edle Werke, umsonst gegeben, — auf Talente, die nur dort sich zeigten, auf eine Summe von Rügen, die eines hohen Preises werth waren. Wie viel besser und schöner könnten sie jetzt noch werden, wo so viel mehr von gütigen, geschickten, ja genialen Händen geleistet wird.

Die lautmännische Waare ist hier nicht am rechten Platze, ebenso nicht die Concurrenz des Lebens, wo es hart gegen hart heißt und die Kunst in das Gedränge kommt, wie Jeder, der nach Brod geht. Wer sich dazu gestellt, muß manchen Stoß hinnehmen. „Doran!“ heißt hier die Lösung; kein Ausruhen, kein liebliches Behagen am Errungenen gilt. Das Neue ist sofort von einer Fluth Nachahmer erfasst, die es verfolgen, entwerthen, bis es vom nächsten Neuen überholt wird.

Das wären trostlose Ausichten für die arme, gehegte Kunst, aber es giebt noch ein stilles Eiland, auf das sie sich retten kann. Es heißt Eigenthümlichkeit, das Schöpferische, mit dem man das Kleinste wie das Größte erfasst und wiedergiebt. Die Grenze zwischen Dilettantismus und Kunst, so verwischt sie oft sein mag, hier erkennt sie Jeder.

Eigenthümlichkeit ist nicht zu verwechseln mit Manier, mit dem Haschen nach Originalität. Manier und Mode haben manches junge Talent auf dem Gewissen, welches, wenn es ehrlich zu Werke gegangen wäre, eigenthümlich hätte werden können.

Das Kunstfertige verführt, die mühseligen Stufen zu überspringen, auf denen eine Seele wie die Raupe emporfliegen muß, bis sie sich zum Schmetterling entfaltet und Alles in Erfahrung setzt mit den goldbeglänzten Schwingen. Natürlich spreche ich nicht von der Zeit, die der Schüler beim Meister verlebt, — er sorge nur auch da, daß er nicht Nachahmer, sondern Schüler sei, — ich denke an Zeiten, in denen der Künstler versuchen soll, die Natur mit eigenen Augen anzusehen.

Jedem wird sie anders erscheinen; welche Fülle von Farben, Formen, Ideen liegt in ihr! Das Bescheidenste, das Kleinste wird eigenthümlich und dadurch einzig, die Bewegung eines Grases, der Flug eines Vogels, die Linie einer Gestalt. Je ehrlicher man zu Werke geht, desto mehr wird von der eigenen Seele darin übergehen und Das bilden, was kein Anderer schaffen kann. Erst scheint es sogar oft ein Rückschritt; man spürt kaum, daß die Flügel wachsen, bis sie uns in ein Land tragen, das uns immer neue Wunder weist.

Die größte Schar der Dilettanten hat keine Lust und Zeit, auf diesem Wege zu folgen; sie sind die geborenen Nachahmer, und für sie ist es eine ganz gerechtfertigte, behagliche Stellung; vergnügt wandeln sie gebahnte Straßen.

Es wird immer lohnend bleiben, es ihnen bequem zu machen, und der Gewinn nur anderer Art sein. Man überlasse ihnen bald dies, bald jenes eroberte, überbaute Feld und gehe selbst weiter. Für den Künstler ist es ja ein Glück, wenn er immer neu werden muß. Mag er den bestrittenen Vorbeer vertheidigen!

Auf den Höhen wahrer Kunst ist überhaupt nicht mehr die Rede von Gewinn; da spricht etwas Anderes zur Seele, und wo sich aus den verschiedensten Lagern dort Zwei als zu einander gehörig erkennen, da reichen sie sich die Hände in Frieden und Freundschaft, wohl wissend, daß ihr Entzücken aus einer und derselben Quelle stammt.

Rachdruck verboten.

### Marie Seebach's Debut im Berliner Schauspielhause.

**I**n künstlerisches Ereigniß ersten Ranges war für Berlin das Wiederauftreten der Frau Niemann-Seebach im königlichen Schauspielhause. Aber gegen Erinnerungen zu kämpfen, ist ein schwerer Streit, und Frau Seebach, die berufen sein soll, in Berlin die verewigte Minona Frieß-Blumauer zu ersetzen, hatte einen doppelt schweren Stand. Einmal gegenüber dieser ausgezeichneten Vertreterin ihres Faches, die auf der deutschen Schaubühne nur in Amalie Haizinger in Wien ihres Gleichen hatte, sodann gegenüber sich selbst.

Wer von den älteren Theaterbesuchern Berlin's erinnert sich, je ein entzückenderes Gretchen, ein reizenderes Märchen, eine rührender Ophelia gesehen zu haben, als sie vor etwa zwanzig Jahren von Marie Seebach gegeben wurden? Die Berliner hatten dann, nachdem die Künstlerin allzu früh der königlichen Bühne entfremdet worden, in größeren Zwischenräumen Gelegenheit, den allmäligen Uebergang der genialen Darstellerin in das ältere Fach zu sehen; aber diese Gastspiele fanden zum großen Theile in Vorstadt-Theatern statt, die nicht Jeder besucht, und direct in das Lager der edlen und rechten Alten ist Marie Seebach erst mit der Frau Oberförsterin in Jßland's „Jägern“ getreten, die gerade vor hundert Jahren zum ersten Male auf der königlichen Bühne gegeben wurden.

Das Debut war nicht glücklich gewählt. Nicht, als ob wir gegen Jßland's „ländliches Sittengemälde“ etwas einzuwenden hätten; das Stück muß vielmehr Jeden, dessen Nerven nicht durch das moderne französische „Sittendrama“ abgestumpft sind, anheimelnd berühren. Es ist, als öffnete es uns Großmutter's Truhe, mit jenen Schätzen, deren Duft allein das empfindende Gemüth mit einem eigenthümlichen Rauch erfüllt. Wie vergilbt und zerknittert erscheinen uns die alten Herrlichkeiten, wie nichtig und kümmerlich der sorgfältig aufgehobene Tand; über Dies und Jenes lächeln oder spötteln wir gar, und doch fühlen wir uns von einem bezwingenden, still beglückenden Zauber erfasst.

Diesen stillen Zauber voll auszuüben, war Frau Seebach nicht gegeben, — möglich, ja wahrscheinlich, daß vor dem kundigen Theaterbesucher sich der Schatten Minona Frieß's erhob, die in der Rolle der Oberförsterin ihres Gleichen nicht hatte. Wie der Partner der Künstlerin, unbeschadet aller Anerkennung seiner sonst tüchtigen Leistung, kein richtiger Oberförster war, vielleicht ein ganz waderer Rathsherr oder Kaufmann der Stadt, aber kein Mann vom grünen Tuche, dem der frische Waldluft anhaftet, — so war seine Gattin nicht ganz das zutreffende Bild der schlichten, plauderhaften, gutmüthigen, aber starkköpfig ihre Borurtheile vertheidigenden Frau. Bei aller Beschränktheit des Gesichtskreises fehlt es der Figur nicht an einer guten Dosis Humor, der unter Umständen auch derb sein kann und die Scenen des allzu breiten Behagens aufhellt; aber diesen träftigeren Humor, wie ihn die Rolle erheischt, ließ die Oberförsterin der Frau Seebach vermissen. Nicht ohne Schuld an der matten Wirkung war allerdings die Regie, welche das Stück unverkürzt in Scene gehen ließ, sodas die Vorstellung ziemlich eine Stunde länger dauerte, als man es sonst bei Jßland's „Jägern“ gewohnt war. Die Pietät vor dem würdigen Jubilär in Ehren, aber hin und wieder hätte man dem guten, redseligen Alten wohl mit dem Nothstift in's Wort fallen können! So wäre der Künstlerin manche lange Tirade erspart geblieben und ihr geistreich durchdachtes Spiel in helleres Licht gerückt worden. Voll traf sie übrigens den Ton herzlicher Innigkeit zu den Jßrigen; auch die heitere Festszene des vierten Actes gestaltete sie allerliebt, und erschütternd wirkten im Gegenjage hierzu die folgenden Scenen der Leidenschaft, der Ausdruck qualvoller Angst um den geliebten Sohn.

Als eine wahre Künstlerin zeigte sich Marie Seebach auch nach einer besonderen Richtung. Wohl ist in den Berliner Hoftheatern den Ovationen durch Blumenpenden und Hervorruf eine in künstlerischer Beziehung sehr berechtigte Beschränkung auferlegt; aber welche der landläufigen Gastspiel-Virtuosinnen hätte es sich wohl versagt, bei solcher bedeutungsvollen Gelegenheit für den üblichen „Empfang“ zu sorgen, jene Salbe von Beifall, die erschallt, sobald der erlauchete Gast nur auf den Brettern sichtbar wird? Frau Seebach verachtete dieses Mittelchen, dessen doch mancher tüchtige Mime nicht glaubt entrathen zu können, und verlieh sich ganz auf die überzeugende Kraft ihrer Kunst, die denn auch, mehr und mehr das Publicum erwärmend, einen schönen Sieg errang. Namentlich die letzten beiden Acte brachten ihr alle jene Ehren, auf die der große, echte Künstler Anspruch erheben darf. Hat sich Marie Seebach erst ein wenig in das ihr noch fremde Fach eingelebt, so ist kein Zweifel, daß eine würdigere Nachfolgerin der unvergesslichen Minona Frieß nicht gefunden werden kann.

E. Sch.



Rachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fürst Bismard vor dem Reichstags-Gebäude zu Berlin, am 13. Januar. Von Richard Kuoetel, Siehe das Bild,

Seite 57. — Mit feberhafter Spannung richteten sich in den Tagen vom 11. bis 14. Januar die Augen der gesammten Welt auf den deutschen Reichstag. Nicht sowohl wegen der Streitfrage, ob die von allen Parteien zugestandene Verstärkung des deutschen Heeres auf die von den Bundes-Regierungen verlangten sieben Jahre oder nur auf drei Jahre bewilligt werden solle, als wegen des hiermit verknüpften Rede-Turniers, von welchem man Klarheit über die politische Lage Europa's erwartete. Und diese Klarheit gab der Reichstanzler Fürst Bismard mit jener Offenheit, durch welche er schon häufig so Freund wie Feind überrascht hat. Ganz abgesehen von ihrer Veranlassung, bewies gleich die erste große Rede des Reichstanzlers, wie unermüdet und eifrig derselbe bestrebt ist, dem Vaterlande und ganz Europa die Segnungen des Friedens zu erhalten; und so viele Gegner Fürst Bismard auch sonst haben mag, in diesem Punkte wird sein Verdienst von Niemand bestritten. Welch gewaltige Wirkung jener Rede in Berlin! War schon am ersten Tage der Debatten auf die Nachricht, daß Fürst Bismard im Reichstage erscheinen und sprechen werde, der Andrang zu den Verhandlungen ein ungeheurer, so stauten sich, nachdem Jeder die bedeutungsvolle Rede gelesen hatte, an den folgenden Tagen, wo ihre Fortsetzung erwartet wurde, die Volksmassen vor dem Reichstags-Gebäude in schier bedrohlicher Art. Besonders groß war der Andrang am 13. Januar, wo die Frage, ob Nachgiebigkeit des Reichstages, ob Auflösung desselben, sich entscheiden mußte. Als Fürst Bismard an diesem Tage in seinem bescheidenen, schmucklosen Gefährt sich zum Reichstage begab, sah er sich von einer stürmischen Ovation begrüßt. Brausende Hochrufe erfüllten die Luft, Hüte und Tücher schwenkte die Menge, und kaum vermochte der Wagon sich durch dieselbe den Weg zu bahnen. Die Berliner Bevölkerung ist, so große Fortschritte in den letzten Jahren auch die conservative Bewegung gemacht hat, in der überwiegenden Mehrheit demokratisch gesinnt, aber von der Gewalt des Augenblickes läßt sie sich leicht fortreißen, und so stimmt in die Hochrufe für den eisernen Kanzler vielleicht auch Mancher ein, der etliche Wochen später seinen Stimmzettel für den freisinnigen oder gar den socialdemokratischen Candidaten abgiebt. Ja, wäre die Wahlurne gleich zur Stelle, dann würden wohl alle die Männer, die jetzt leuchtenden Augen dem „Friedensfürsten“ jubeln, in seinem Sinne ihre Stimme abgeben: Si vis pacem, para bellum! Fr. Colberg.

Der erschossene Wilderer. Von Carl Ridel. Siehe das Bild, Seite 60. — Nicht immer ist es die Jagdleidenschaft, die Passion, oder schnöde Habgier, welche den Wilderer auf seine verbrecherische Bahn führt, sondern oft treibt so einen armen Teufel dorthin auch die Noth, das Elend, der Jammer um die hungerten Seinen. Das war wohl auch bei dem Unglücklichen der Fall, dessen tragisches Ende uns der Künstler vor Augen führt. Da eine „Reue“ (früher Schnee) gefallen war, welche die Fährten des Wildes auf das Deutlichste bezeichnet, dazu der Mond so hell schien, daß ein Antommen auf Wild außer aller Frage stand, so hatte sich der Mann aus seiner ärmlichen Hütte heimlich fortgestohlen, um unter dem Schutze der Nacht sein gefährliches Handwerk zu betreiben. Der Förster, dem der Schutz des Reviers mit seinen Bewohnern, dem Wilde, anvertraut ist, und der Gesundheit und Leben daran liegt, um jeden Preis an Wald und Wild zu wehren, hat es schon zu öfteren Malen „knallen hören“. Er weiß sehr genau, daß es in seinem Schutzbezirk nicht ganz richtig ist, und trifft demzufolge seine Maßregeln. Die Büchse flinte vollständig schuffertig unter dem Arme, pürcht er vorsichtig von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch. Da unterbricht die Stille der Nacht ein Schuß. Wie gebannt bleibt er stehen; dann eilt er, so schnell es die weiße Bobendecke des winterlichen Forstes gestattet, der Richtung zu, aus welcher der Schuß gefallen ist. Nicht lange braucht er zu laufen, so steht er dem Schützen gegenüber. Dieser hat ihn schon von Weitem erblickt und hinter einem Meterhause knorrigen Eichenholzes Deckung gesucht; eine Flucht erscheint dem Wilderer ausgeloffen, und durch eine entschlossene, rasche That will er sich seinem Verfolger entziehen. Dieser giebt sich muthvoll seinem Feinde preis, indem er, nur von dem glühenden Wunsche befeelt, den Schäßiger seiner Wildbahn dingfest zu machen, das Gewehr im Anschlag, auf ihn zuschreitet. „Gewehr nieder!“ donnert der Grünrod dem Wildbich entgegen. Eine Kugel, am Kopfe des treuen Beamten vorüberpfend, ist die Antwort. „Er oder ich,“ durchdringt es diesen, darauf das Gewehr mit Blütheschnelle „anbaend“, ein leiser Druck des Fingers, — und mit einem gelenden Ausschrei sinkt der Angreifer zu Boden. „Meine arme Frau, meine armen Kinder!“ haucht noch der zu Tode Gestroffene. Das brechende Auge, die schwächer und schwächer werdenden Pulschläge geben dem Förster die Gewisheit, daß er es mit einem Sterbenden zu thun habe; die selten fehlende Kugel des Beamten hat ihr Ziel nur allzu gut erreicht. Mit einem Seufzer verläßt der Förster die Stätte, um, da Hülfe nicht mehr möglich, den Tag abzuwarten, damit die Gerichte den Thatbestand feststellen und Anordnungen zum Fortschaffen des erschossenen Wilderers treffen können.

Still ist es wiederum in eingeschneiten Forst. Die Nacht deckt mit ihren Fittichen den Ort, an welchem ein Mensch, einsam, verlassen, sein verhehltes Leben aushaucht. Und die Frau, die Kinder des Erschossenen? Beim Morgengrauen haben sie sich auf die Suche nach dem Gatten und Vater begeben, denn das lange Ausbleiben desselben, auf dem ihnen bekannten Pürschpfade, hat sie bereits in bange Sorge versetzt. Bald haben sie ihn gefunden; die gebrochenen Augen, der geöffnete Mund, die ausgebreiteten Arme mit den trampfhaft zusammengeballten Fingern scheinen den Himmel anzuklagen, daß ein solches Geschick dem Raubschützen beschieden gewesen. Arme verlassene Frau, mit dem Säugling an der Brust, armes verwaisetes Kind, das sich der Mutter anschmiegt! Der Künstler hat es meisterhaft verstanden, dem furchtbaren Entsetzen, dem lähmenden Schmerz der Witwe und der Waisen Ausdruck zu verleihen. Hermann Haché.



Berlin. — Die Kaiserin Augusta verleiht bekanntlich innerhalb der preussischen Monarchie und der Reichslande Elshuthbringen an weibliche Dienstboten, welche vierzig Jahre ununterbrochen in derselben Familie gebient haben, eine Auszeichnung, welche in einem goldenen Kreuz nebst Diplom, mit eigener Unterschrift der hohen Frau, besteht. Eine Zusammenstellung der seit zehn Jahren vorgelommenen Fälle dieser Art ergiebt, daß vom 1. Januar 1877 bis Ende December 1886 überhaupt 1363 Dienstboten-Auszeichnungen verliehen worden sind.

Eine besondere Auszeichnung wurde dem Prinzen und der Prinzessin Biron von Kurland, geborenen Prinzessin von Löwenstein-Wertheim-Freudenberg, dadurch zu Theil, daß der Kaiser Wilhelm bei dem Söhnlein des erlauchten Paares eine Pathenstelle übernahm. Der Kaiser wohnte der Taufe persönlich bei, und nach ihm erhielt der kleine Prinz den Rufnamen Wilhelm.

Die große Umwälzung, welche am japanischen Hofe bezüglich der Frauen-Toilette stattgefunden hat, trat leghin bei einem Empfange im kaiserlichen Palais zu Tage. Zu demselben waren auch der Prinz und die Prinzessin Mihito Komatsu, nahe Verwandte des japanischen Kaiserhauses, die sich auf einer Reise durch die europäischen Hauptstädte befinden, geladen worden. Während nun bisher die Gemahlinnen japanischer Würdenträger sich in Berlin nur in ihrer Nationaltracht gezeigt hatten, erschien die genannte Prinzessin in europäischer Toilette, und zwar in einer Robe von silbergrauem Atlas, mit ponceaufarbenen Streifen. Als Halskragen diente eine Kiviore von Brillanten und die Coiffüre verziertere Brillantnadeln. — Alles nach europäischer Art. Die japanische Dame wußte sich in dieser, ihr jedenfalls noch ungewohnten Tracht sehr geschickt zu bewegen; doch muß das europäische Auge sich erst daran gewöhnen, die Damen der asiatischen Welt nicht mehr in ihrer originellen Tracht zu sehen.

Frau Marcella Sembrich, welche leghin im Berliner Opernhause so große Triumphe gefeiert hat, wurde vom Kaiser Wilhelm zur Kammerfängerin ernannt. Auch in Wien und Budapest hatte die Künstlerin sich eines Erfolges zu erfreuen, wie er nur den besonders begnadeten Jüngerinnen der Kunst zu Theil wird. — Der Pian, Frau Rosa Sucher, die Primadonna des Hamburger Stadttheaters, für die Berliner Oper zu gewinnen, mußte vorläufig aufgegeben werden, da die Sängerin noch für einige Zeit an die erstere Bühne gebunden ist und die Lösung ihres Vertrages zu große Opfer erfordern würde.

Frau Rahle-Kesler, das beliebte Mitglied des königlichen Schauspielhauses, hatte das Unglück, beim Schlittschuhlaufen auf den Gewässern des Thiergartens durch einen Fall den rechten Arm zu brechen.

Leipzig. — Wie bereits früher gemeldet, erhielt der Allgemeine Deutsche Frauenverein von einem gütigen Geber, der in der Oeffentlichkeit nicht genannt sein will, ein Kapital von dreißigtausend Mark zugesendet, unter der Bedingung, die Summe mit als Grundstock zur Errichtung eines Gymnasiums für Mädchen, welche später studiren wollen, zu betrachten. Da es aber noch nicht gleich möglich ist, ein solches Gymnasium zu gründen, so sollen einstweilen die Zinsen zu Unterstützungen für solche Mädchen verwendet werden, die sich privatim für die Universität vorbereiten. Da derselbe Verein bereits einen Stipendien-Fond von mehr als zwanzigtausend Mark besitzt, so ist er in der Lage, das weibliche Studium, von dem besonders das medicinische in's Auge gefaßt wird, wirksam zu fördern. Es muß dabei nur lebhaft bedauert werden, daß dies vor der Hand nur mit Hilfe des Auslandes möglich ist. — Auch dem hiesigen Verein für Familien- und Volkserziehung ist neuerdings eine ansehnliche Stiftung zugewendet worden: die Zinsen eines Kapitals von fünfundsiebzigtausend Mark, welche den Anstalten des Vereins: Volkstännergärten, Kindergärtnerinnen-Seminar und Lyceum für Damen, zu Gute kommen sollen.

Stuttgart. — Die Hinterlassenschaft der Prinzessin Marie von Württemberg, über deren Tod wir in der vorigen Nummer berichteten, beläuft sich auf mehr als fünf Millionen Mark. Dem Prinzen Wilhelm von Württemberg, dem präsumtiven Thronfolger, vermachte die Verbliebene ihr Palais und eine Million Mark, der Familie des Prinzen Hermann von Sachsen-Weimar etwa dreihunderttausend Mark und der Herzog Alexander von Oldenburg, General-Adjutant des Kaisers von Rußland, zwei Millionen Mark. Verschiedene wohltätige Anstalten wurden mit zusammen 1,200,000 Mark bedacht.

Baireuth. — Wie sich erst neuerdings herausgestellt, hatte Richard Wagner für Vergünstigungen, die er von König Ludwig von Baiern erhalten, der Münchener Hofoper das Aufführungsrecht seines „Parsifal“ überlassen. Frau Cosima Wagner hat nun, da durch derartige Aufführungen die Baireuther Feste gefährdet erscheinen, an den Prinz-Regenten Luitpold von Baiern das Ersuchen gerichtet, an der Münchener Hofbühne den „Parsifal“ nicht geben zu lassen. Ein Bescheid auf diese Bitte ist bisher nicht erfolgt.

Wien. — Die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich wird sich im Frühjahr wieder nach Amsterdam begeben, um dort beim Doctor Neizer gegen ihre rheumatischen Leiden eine Massagekur zu gebrauchen.

Zu Universal-Erben des jüngst verstorbenen Barons Todesco, der ein Vermögen von mehr als fünfsechshundert Millionen Gulden hinterließ, sind seine Witwe, die Baronin Todesco, und zwei Töchter, die Baronin Oppenheim und Frau von Lieben, zu gleichen Theilen eingesetzt worden. Die dritte, nach England verheiratete Tochter, die Baronin Worms, deren Ehecheidung-Prozeß vor einigen Jahren so großes Aufsehen erregte, erhält nur eine Rente von zehntausend Gulden jährlich; doch werden ihre Kinder zu gleichen Theilen Erben von einer Million Gulden. Ein großes Gut in Ungarn, das der Verbliebene seiner Zeit für 1,200,000 Gulden erwarb, soll zu zwei Dritteln der Witwe, zu einem Drittel den Kindern der Frau von Lieben zufallen. In diese Bestimmungen ist das eigene, drei Millionen betragende Vermögen der Baronin Todesco, welches dieselbe selbstständig verwaltet, nicht einbegriffen.

Rotterdam. — Eine Veteranin der „großen Armee“, die Witwe Schopp, feierte hier am 5. Januar ihren hundertsten Geburtstag. Am Anfange des Jahrhunderts folgte sie ihrem Mann als Marktenberin in's französische Feldlager, machte viele Schlachten und Gefechte mit, wurde von den Engländern in Spanien und von den Russen 1812 gefangen, entfloß aber beide Male, um jedoch wieder in die Hände der Russen zu fallen, in deren Dienste sie dann auch trat, und mit welchen sie 1813 nach Deutschland und Frankreich zog. Vom Kaiser Alexander I. wurde sie decorirt, weil sie einmal wichtige Depeschen glücklich besorgte und von zwei französischen Lanciers, die sie gefangen nehmen wollten, den einen niederstieß und den andern in die Flucht jagte. Bei Waterloo war sie schwer verwundet worden.

Paris. — Im Alter von zweimundneunzig Jahren verchied auf ihrem Schlosse zu Meuil-Jean im Departement Orne die Gräfin von Champagne, geborene Gräfin von Orlandes. Nach der Restauration galt der Salon ihrer Eltern, und unter dem zweiten Kaiserreich ihr eigener für einen der vornehmsten der legitimistischen Partei.

Rosa Bonheur, die den Winter in Nizza zubringt, hat dorthin auch ein Löwenpaar mitgenommen, das sie von dem bekannten Thierbändler Bibbel erstanden hat. Die Thiere dienen

ihre als Modell für ein großes, von einem reichen Amerikaner bestelltes Gemälde.

Madame de Rute, besser bekannt unter dem Namen ihres Gatten aus früherer Ehe, des verstorbenen italienischen Staatsmannes Rattazzi, hat ihre Schreibseligkeit schwer zu büßen. In dem von ihr herausgegebenen Blatte „Matinos espagnoles“ hatte sie dem verstorbenen Dichter Guil y Rente, dem Gemahl der Infantin Josepha von Spanien, Schwester des Königs Don Franz von Assisi, so üble Dinge nachgesagt, daß die beiden Söhne des Beleidigten sich veranlaßt sahen, gegen sie klagbar zu werden. Der Gerichtshof verurtheilte Madame de Rute zu einer Strafe von vierzehn Tagen Gefängniß und zweihundert Francs Schadenersatz. Die Geldsumme wird die Dame vielleicht erlegen, aber schwerlich die Haft antreten, sondern lieber dem „ungastlichen“ Frankreich den Rücken kehren.

Wieder hat das ärztliche Frauen-Studium einen schönen Erfolg aufzuweisen. Die Academie de Medecine in Paris verfaßt alljährlich über den Preis Godard: tausend Francs für die beste Arbeit über innere Pathologie. In der letzten Sitzung theilte der Präsident mit, daß neunzehn Concurrenz-Arbeiten behufs Erlangung dieses Preises vorlägen. Die Akademie habe beschlossen, den Preis zwischen zwei Personen zu theilen, die gleich gerechte Ansprüche erheben könnten. Die eine der preisgekrönten Personen ist Fräulein A. Klumpe in Paris; ihre Arbeit heißt: „Beitrag zum Studium der Lähmungen des Arm-Nervengeflechtes“. — In derselben Sitzung der Akademie wurde der Madame Dameunne für die zahlreichen, von ihr mit Erfolg ausgeführten Impfungen eine goldene Medaille zuerkannt.

Besondere Anziehungskraft üben in der Ausstellung der Pariser Aquarell-Maler die Gemälde von Madeleine Lemaire aus. Kamenlich werden die Originale zur Illustration des „Abbe Constant“, der reizvollen Erzählung von Ludovic Halévy, bewundert, doch auch die Blumen- und Fruchtstücke der Madame Lemaire finden verdiente Anerkennung. Eine gute Arbeit hat auch Madame Nathaniel Rothschild in einer Ansicht von Venedig geliefert.

Die Einnahmen, welche Sarah Bernhardt bisher auf ihrer Gastspiel-Reise durch Südamerika erzielt hat, sollen gegen 1,800,000 Francs betragen. Die bedeutendste Einnahme, 917,000 Francs, hatte die Tragödin in der Argentinischen Republik; dann kamen Brasilien mit 405,000, Chile mit 308,000, Montevideo mit 169,000 Francs. Diese großen Cassen-Erfolge wurden hauptsächlich durch „Theodora“, „Hüttenmeister“ und „Cameliendame“ erzielt.

London. — Eine eigenthümliche Ausnahme unter den englischen Städten, welche sich zur Feier des Regierungszubilaums der Königin Victoria rüsten, bildet die Stadt Oldham. In einer Bürgerversammlung, in welcher berathen wurde, wie das seltene Ereigniß auch in Oldham gefeiert werden könne, erklärte eine Anzahl Radikaler, daß die Königin eigentlich während ihrer fünfzigjährigen Regierung nichts Bemerkenswerthes gethan habe, weshalb von einer öffentlichen Kundgebung Abstand zu nehmen sei. Der Mayor war auch der Ansicht, und so wurde ein entsprechender Antrag zum Beschluß erhoben.

Die Prinzessin Christian zu Schleswig-Holstein (Prinzessin Helene von Großbritannien) ist mit einer Ueberlebung der Memoiren der Markgräfin von Baireuth beschäftigt. Das Werk wird von einer längeren Einleitung aus der Feder der Prinzessin begleitet sein, die sich über den Einfluß verbreitet, welchen die Markgräfin auf die Denkungsweise und die Handlungen ihres erlauchten Bruders, Friedrichs des Großen, ausgeübt hat.

Die Gräfin von Paris hat sich nach Vissabon begeben, wo ihre Tochter, die Kronprinzessin von Portugal, einem frohen Ereigniß entgegen sieht. Die Gräfin reiste von London über Paris, ohne indessen dort Aufenthalt zu nehmen. Der Graf von Paris und sein ältester Sohn, der Herzog von Orleans, die bekanntlich Beide aus Frankreich verbannt sind, werden sich auf dem Seewege nach Vissabon begeben.

Die Holloway Frauen-Universität soll zu Anfang nächsten Jahres in allen ihren Theilen eröffnet werden. Eine ungeheure Anzahl von Meldungen ist für die Stelle der „Lady principal“, deren Gehalt zwölftausend Mark beträgt, eingegangen.

Unsere neulich gegebene Liste weiblicher Erfinder, denen in London Patente erteilt worden, können wir durch das folgende erweitern. Gräfin Ida Seilern-Abspang ließ sich eine Verbesserung in der Construction von Kaffeelassen patentiren, Alice Jones die Verbindung zucker- und mehthaltiger Substanzen als Nahrungsmittel, Alice Gens einen Apparat zur Verschönerung verschiedener Theile der weiblichen Gestalt, Annie Johns eine Verbesserung an Pflöcken für Klatschen. Harriette Reardon erhielt ein Patent auf die Verbesserung von Radschienen für Velocipede und andere Gefährte, Florence Louise Bennet auf einen Apparat, der die Raucher von Cigarren und Cigaretten vor der Belästigung durch unverbrannte Tabaktheilchen schützt.

Christiania. — Bei einer in Bergen, der zweitgrößten Stadt Norwegens, veranstalteten Gemälde-Ausstellung wurde Fräulein Henriette Bader als Mitglied der Jury erwählt. Es dürfte dies nicht bloß in Norwegen, sondern überhaupt in der Welt der erste Fall sein, daß für ein solches Ehrenamt eine Dame aus-ersehen wurde.

Rom. — Königin Margherita von Italien versucht sich in der Dichtkunst. In engerem Kreise las sie jüngst Jabeln vor, die sie nach dem Vorbilde der mittelalterlichen dramatischen Legenden verfaßt hat. Die Dichtungen fanden lebhaften Beifall, und der frühere Minister Bonghi, der sich unter den Zuhörern befand, rieth der Königin, jene drucken zu lassen. Einen Verleger dürfte die gekrönte Dichterin leicht genug finden.

Die Fürstin Sayn-Wittgenstein, die Vollstreckerin des Testaments von Franz Liszt, bereitet für den dahingegangenen Meister eine große Gedächtnißfeier vor. Bei derselben soll ein bisher unbekanntes Werk Liszt's, eine große Messe, welche der Componist für den unglücklichen Kaiser Maximilian von Mexiko geschrieben hatte, zur ersten Aufführung gelangen.

Madrid. — In einem Minister-Rath, der jüngst unter dem Vorfige der Königin Marie Christine stattfand, wurde ein Decret beschloffen, durch welches der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich das große Band des Maria Louisen-Ordens verliehen wird. Es ist dies in Spanien die höchste Auszeichnung für Frauen.

Newyork. — Kurz vor der Schlacht bei Sedan erhielt die Kaiserin Eugenie eine von ihr bestellte Krone gerade noch rechtzeitig geliefert, daß sie dieselbe auf ihrer Flucht mitnehmen konnte. Die Kaiserin bestellte die Krone bis zu dem Tode ihres Sohnes, durch den alle ihre Hoffnungen auf die Zukunft vernichtet wurden. Nun verkaufte sie dieselbe dem Anfertiger, welcher sie für eine Million Francs zurücknahm und erst vor kurzem an einen vertrauten Freund für den nämlichen Preis wieder

verkauft. Anstatt die Krone jedoch, wie er vorgegeben, zu behalten, nahm der Freund sie mit nach Newyork, wo sie jetzt in dem Schaufenster eines Goldschmiedes am Broadway ausliegt. Die Krone besteht aus zweitausend Steinen von ein viertel bis acht Karat, die in Altsilber gefaßt sind, das mit dicken Goldstreifen verstärkt ist. Die Bügel stellen Weidenblätter dar, aus deren Mitte ein Straußchen mit Weiden hervorsteht, in dessen Mitte wieder ein Diamant von fünfzehn Karat angebracht ist. Der Reif hat nur zwanzig Centimeter Umfang, was genugsam andeutet, daß die Krone für eine Frau bestimmt gewesen ist. Dies dürfte auch die Ursache sein, warum man dieselbe nach Newyork gebracht hat; dort könnte die Frau irgend eines Besitzers einer ganzen oder halben Milliarde am ehesten versucht sein, aus Eitelkeit ihr Haupt mit einer „echten“ Kaiserkrone zu schmücken.

Bereits früher wurde erwähnt, daß die Königin von Korea einen weiblichen Leibarzt in der Person einer Amerikanerin erwählt hat. Es ist dies Miss Annie Eilers, die im Auftrage der Presbyterianer-Mission die Reise nach Korea antrat. Die Dame hat in so hohem Grade das Vertrauen der königlichen Familie gewonnen, daß der König ihr in der Hauptstadt fünf Gebäude zur Errichtung eines Hospitals überwies. Zwei dieser Gebäude sollen ausschließlich zur Aufnahme weiblicher Patienten dienen.

Es ist bekannt, daß viele Bühnendichter bei Abfassung ihrer Stücke die Hauptrollen für bestimmte Darsteller und Darstellerinnen schreiben, wie beispielsweise Sardou in Paris bei seinen weiblichen Hauptrollen Sarah Bernhardt im Auge hat und die Hausdichter des „Deutschen Theaters“ in Berlin nie vergessen werden, die Kunst Hedwig Riemann's im „Weinen und Lachen“ sich möglichst nutzbar zu machen. Aber im Allgemeinen schreiben doch, in Frankreich wie in Deutschland, die Autoren aus eigener Initiative ihre Stücke, und es bleibt den Künstlern nur vorbehalten, aus ihren Rollen so viel als möglich zu „machen“. Anders liegt die Sache häufig in Amerika, wo die bedeutenderen Schauspielerinnen einen „Dichter“ engagiren, der nach ihren Intentionen für sie ein Stück zu schreiben hat. So hat neuerdings Miss Mary Anderson, welche die Triumphe Sarah Bernhardt's als „Theodora“ nicht schlummern lassen, bei einem Dramen-Fabrikanten eine „Aeopatra“ in Bestellung gegeben. Natürlich kommt es bei solchen, „nach Maß gearbeiteten“ Stücken nur auf die effectvolle Hauptrolle an, und die wirkliche dramatische Kunst ist dabei ein ganz nebensächliches Ding.

Eine ausschließlich von Frauen redigirte und herausgegebene Zeitung ist das zu Little-Rock im Staate Arkansas erscheinende „Southern Ladies' Journal“. Im Juni 1884 mit nur fünfzig Subscribenten begründet, hatte das Blatt, das die Interessen der Frauen in den Südstaaten von Nordamerika vertritt, Ende vorigen Jahres eine Auflage von fünftausend Exemplaren.

Tokio. — Japan macht Eilschritte, der europäischen Civilisation nachzukommen. Unter dem Vorfige des Premier-Ministers ist eine Gesellschaft begründet worden, welche sich die höhere Ausbildung des weiblichen Geschlechtes in europäischem Sinne zur Aufgabe machen will. Die jungen Japanerinnen werden viel zu lernen haben, und man darf sie aufrichtig bedauern, wenn man bedenkt, welche furchtbaren Aufgaben allein das Klavierspielen den kleinen japanischen Händchen stellt.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Nach den neuesten, für ganz junge Frauen in Paris angefertigten Theater-Hüten läßt sich ziemlich sicher voraussagen, daß der breitrandige, halbhohe Hut die Hauptrolle unter den Hüten dieses Jahres spielen wird. Der silbergraue, mit matten Silberperlen eingefasste Filz dieser Rousquetaire-Form, sowie die langen, grauschattirten Federn der Garnitur deuten bereits für den Sommer auf farbiges Stroh und volle Blumentuffs mit hängenden Zweigen hin.

Die zum kommenden Frühling für Mädchen von zwölf bis vierzehn Jahren in Vorbereitung befindlichen Hüte haben im Ver-



gleich mit dem Vorjahre ziemlich niedrige Köpfe und breite Krempe, welchen man jede beliebige Form geben kann; zur Garnitur sind farbige Straußfedern auszuwählen. Hüte aus schwarzem Strohgeflecht waren z. B. durch röhliche Straußfedern verziert, von denen ein Tuff unter der Krempe auf einem Sammetbügel von gleicher Farbe ruht.



Haar, das Vorett mehr für Kraushöpfe. Ein Anker oder Anfangsbuchstabe verziert den Rand des Vorett's. Die Zispelmütze aus schwarzer, blauer oder brauner Wolle wird abwechselnd mit rother und weißer und grauer Bize besetzt. Das Vorett kann in jeder Farbe angefertigt werden, doch giebt

Von den beiden einfachen Kopfbedeckungen für Schulknaben eignet sich die Zispelmütze mehr für Kinder mit glattem, kurzgeschnittenem Haar.



es nur in Weiß oder Himmelblau den Kleinen ein festes Aussehen. (Bezugsquelle: Wolle und Gut, C. Danvoigtei-Platz 11.)

Die Winterkostüme für Kinder von zwei bis drei Jahren sind von dem allgemeinen Luxus nicht ausgeschlossen. Man sieht kleine Dämchen mit richtigen Mantellets aus himmelblauem Plüsch, mit leichter Stickerei auf Rücken und Ärmeln und Besatz aus grauem Fuchs, dem gegenwärtig beliebtesten Pelzwerk. Ein diesem Kleidungsstück untergefügtes Seidenröschchen vervollständigt das Kostüm, welches das Kind zum Ausgehen nur überziehen braucht. Dazu ein Hütchen ganz aus gezogener Spitze mit Plüschfönd. Sehr beliebt ist auch das sogenannte Garri-Mantelchen aus weißer Bigogne, mit weißem Tressenbesatz und dazu passenden wollenen Hütchen, mit Schleife aus Sammetband. Hüblich zu diesem Mantelchen sind weiße Gamaschen und auch ein weißes Kleid. Die Kleinen Knaben sind einfacher, aber wärmer und gesünder gekleidet. Sie tragen den langen russischen Leberrock aus gestreiftem Wollstoff, mit Tuchverzierungen und schönen, getriebenen Knöpfen. Stiefel und Toque stimmen mit dem Tuchbesatz überein.



Das Leberkleid, sowohl in offener als in geschlossener Form, ist noch immer weit entfernt, von der Tagesordnung der Mode zu verschwinden. Beide Arten werden in Damentuch, Plüsch, Sammet, glatter oder broschirter Seide gearbeitet; die beiden ersten Stoffe wählt man jedoch hauptsächlich für das geschlossene Leberkleid, welches in der Uebergangs-Saison auch das Promenaden-Kostüm vervollständigen wird. Sehr distinguirt wirkte ein Leberkleid aus rötlich braunem Damentuch, mit dicken, schwarzen Seidentressen und entsprechenden Knöpfen ausgestattet. Dazu Hut und Muff aus gleichem Tuch, jener mit einer Nigrette, dieser mit ausgeschlagenen Tuchstreifen garnirt. Das für Gesellschafts-Toiletten beliebte offene Leberkleid wird in Prinzessform geschnitten und vorn mit kurzer Schnebbe, hinten mit drei tiefen Falten aus schwerem Seidenstoff hergestellt. Der ganze Rocktheil ist mit Surah gefüttert, die Taille durch ein Spitzen-Jabot verziert.



einer Nigrette, dieser mit ausgeschlagenen Tuchstreifen garnirt. Das für Gesellschafts-Toiletten beliebte offene Leberkleid wird in Prinzessform geschnitten und vorn mit kurzer Schnebbe, hinten mit drei tiefen Falten aus schwerem Seidenstoff hergestellt. Der ganze Rocktheil ist mit Surah gefüttert, die Taille durch ein Spitzen-Jabot verziert.

Doppelseitige Paletots in kurzer und langer, redingote-artiger Form, sind nicht allein die neueste, sondern auch eine sehr praktische Neuheit der Frühjahrs-Saison. Dieselben bestehen eigentlich aus zwei, von feinem Wollengewebe gefertigten Paletots, die, mit den ausgebügelten Nähten auf einander gelegt, an den Außenrändern durch Ligen-Einfassung verbunden werden. Besondere Sorgfalt verlangen dabei, — um die Zweifelhelligkeit nicht zu fördern, — das Einsehen der gleichfalls doppelten Ärmel, das Halsbündchen und die Ausführung der Knopflöcher. Die Innenseite wiederholt etwaige Taschenpatten und Ärmel-Ausschlüge, ebenso die Knöpfe. So kann man diese Paletots zu zwei Kostümen passend herstellen oder beliebig für die eine Seite feinen Cheviot, Tuch u. s. w. in neutralem Farbenton, für die andere einen Kleiderstoff wählen. Unsere Vorlage veranschaulicht einen kurzen, anliegenden Paletot, aus feinem schwarzen, weiß gestreiften Rödpergewebe und grau carirtem leichten Wollstoff zusammengestellt, zu welchen beiden Stoffen die schwarze Ligen-Einfassung gleich gut paßt. (Bezugsquelle: J. A. Deele, W. Leipziger Str. 87.)



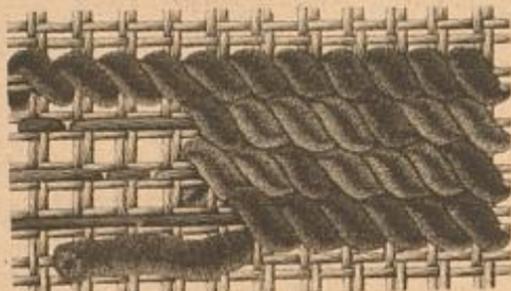
Das vornehmste, zugleich auch kostbarste Pelzfutter für elegante Abendmäntel, ein wahrhaft königliches Pelzwerk, ist das langhaarige tibetanische Lammsfell, welches schlicht und lockig, in Weiß, Hellgelb und dem warmen Goldton des Titianischen Roth im Handel erschienen ist. (Bezugsquelle: E. Richelet, SW, Jerusalemstraße 35.)

Auf dem am 20. Januar in der Wiener Hofburg veranstalteten ersten großen Hofballe erregte die Toilette der Kaiserin Elisabeth, ein Meisterwerk der heimischen Industrie, allgemeine Bewunderung. Dieselbe ist aus goldenem Damast, Genre Renaissance, in Prinzessform geschnitten, mit sehr langer, breit mit Blauschwarz umrandeter Schleppe, deren Mittelbahn durch eine kunstvolle, gleichfalls im Genre Renaissance ausgeführte Goldstickerei ersetzt wurde; dieselbe Goldstickerei bildete die Draperie und war zu beiden Seiten der Toilette panierartig aufgenommen und von Bouquets aus Ben's und Gold-Nigretten festgehalten. Der runde Ausschnitt der Robe war mit Edelsteinen dicht besetzt. Die Erzherzogin Valerie erschien in duftig leichtem Tüllkleide, besetzt mit kleinen Kristallen und reich verziert mit harmonisirenden Bandschleifen. Die Erzherzogin Immacolata trug einen Anzug aus crebette-rothem Sammet, mit Silber gestickt, mit Cascaden von Silberspitzen verziert, in welche sich Tuffs von Straußfedern schmiegen. Erzherzogin Maria Theresia hatte eine Toilette aus weißem Satin Duchesse mit Silber-Rosen und kostbaren Spigen-Cascaden gewählt, Erzherzogin Isabella eine Toilette mit Devant und Volants von weißgestickter Gaze, mit Rosenbouquets arrangirt, die Schleppe aus Rosa-Brocät mit eingewebten Goldbouquets. Nicht minder prächtig wirtten die Roben der Gräfin Sylvataronca aus silbergrauem Satin, Tablier aus weißem Atlas, bedeckt mit grauer Perlenstickerei, Schleppe und Taille mit Ghin-Gilla besetzt, sowie die Toilette der Gräfin Jonghe, der Gemahlin des belgischen Gesandten. Schleppe und Taille derselben bestanden aus vergrauem Damast-Pekin, das Devant aus dunkel nuancirtem Sammet mit Goldstickerei und heliotrop-schimmernden Steinen besetzt. Fürstin Paul Esterhazy hatte eine sehr schöne, reiche Toilette aus weißem Goldbrocät mit goldgesticktem Tüll; Fürstin Pauline Metternich trug ein graues Atlaskleid mit grauem Tüll à pampilles, die Schleppe von grauem Marabout begrenzt. Die jungen Prinzessinnen und Comtessen, von welchen einige zum ersten Male bei Hofe erschienen, trugen duftige, reizend arrangirte Tüllkleider von heller, zumeist weißer Farbe mit bescheidenem Aufputz von kleinen Blumenbouquets und Bandschleifen. Als die lieblichsten seien erwähnt die Prinzessinnen Trautmannsdorff, mit silberbesähtem Tüllkleide, und die Comtesse Hungady in cnelamenfarbigem Tüllkleide, gestickt mit kleinen Goldläserchen. Den ionst für Prunkgewänder üblichen Blumen-schmuck ersetzten in den meisten Fällen große, mittelst Bandschleifen befestigte Tuffs von Straußfedern. Vorherrschend waren Toiletten mit reichgesticktem Devant, langer runder Schleppe und rund decolletirter Schnebentaille. Weiß, Hellgelb und Gelb in allen Nuancirungen können als dominirende Farben bezeichnet werden. Die kurzen Frisuren ließen Hals und Nacken vollständig frei; die reichsten Haarflechten verschwanden unter breiten Diademem aus Edelsteinen.

### Neue Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Wollen-Chenille nennt sich ein in jüngster Zeit schnell beliebt gewordenes Material, das wir unseren Leserinnen als höchst praktisch zur Herstellung von Teppichen, Fuß-, Rückenstissen, Stuhlbordüren etc. empfehlen. Sie läßt sich sehr rasch und angenehm verarbeiten, ist in allen warmen Farbentönen der Smyrna-Wolle vorrätzig und eignet sich namentlich zur Ausführung der in unserem



Musterbuch für Smyrna-Arbeit gegebenen farbigen Typenmuster. Man sticht mit dem rauhenartigen, starken Faden in halben Kreuzstichen auf kräftigen Fricelle-Gewebe, nachdem das Muster in gespannten Fäden mit Gostorwolle vorgezeichnet worden. Ein Kissen von 46 Cent. im Quadrat würde 73—75 Stüchbreite des Typenmusters und zur Ausführung etwa 14 Dooken Chenille-Wolle à 40 Pf. erfordern. (Bezugsquelle, auch für vorgezeichnete Arbeiten: J. S. Dülling, Frankfurt a. Main, Kaiserstraße 8.)

### Brieftasche

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

#### Fragen.

**Rothe Gröhe.** — Wie wird diese friesische National-Speise bereitet? Das mir von einer Friesin auf der Insel Wyl gegebene Rezept hat mich im Stiche gelassen.

Freiin E. R. in Ungarn.

**Wachsmaschine.** — Welche Hausfrau kann mir eine gute, selbst erprobte Wachsmaschine empfehlen?

A. B. in B. G.

**Kopfsalat im Winter.** — Bei einem Diner, an dem ich im Januar theilnahm, kam frischer Kopfsalat auf die Tafel. Wie ist es möglich, solchen im Winter zu erzielen?

Reidische Hausfrau.

#### Antworten.

**Holzwanne in Bilderrahmen (30).** — Man vertreibt die Holzwanne, indem man in die kleinen Löcher, die sie bohren, einen Tropfen Terpentin oder Petroleum tröpfelt und dann die Wanne mit Wachs verklebt.

E. G.

**Holzwanne in Bilderrahmen (30).** — Das beste Mittel gegen Holzwanne ist Benzol oder Petroleum. Der Geruch des letzteren haftet leider dem Holze sehr lange an, dafür ist jedoch Petroleum in der Anwendung weniger gefährlich, als das leicht entzündliche Benzol. Ein einfaches Bestreichen des Holzes mit einem dieser

Mittel genügt, um alle Insecten, sobald sie mit den Dämpfen der Flüssigkeit in Berührung kommen, zu tödten. v. S.

**Weiße, wachleberne Handschuhe (49)** wäscht man in einer Auflösung von Seife und Salmiakgeist in Milch, trocknet sie recht langsam und reibt (waakt) sie während dieser Zeit hin und wieder tüchtig durch. So erhalten die Handschuhe ihre ursprüngliche Weichheit wieder. R. v. V.

**Ameisen in Wohnungen (49)** vertreibt man durch reichliches Ausstreuen von gewöhnlichem Kochsalz. Durch dieses einfache Mittel haben wir vor zwei Jahren unser Haus gänzlich von der Ameisen-Plage befreit und seitdem von derselben keine Spur mehr wahrgenommen. D. R. in Kofrod.

**Petroleum-Flecke in Dielen (XIII, 329).** — Man bestreicht die fleckige Stelle mit Pfeifenerde, läßt diese einige Zeit darauf liegen und wäscht sie hernach mit Sand und Soda oder Seifenwasser. Stärkere Flecken werden mit Terpentin-Spiritus befeuchtet und mit Aschenlauge ausgewaschen. v. S.

**Käsefuchen.** — Der in Leipzig viel zum Kaffee geessene Käsefuchen ist eine sächsische Spezialität und führt den Namen „Käsefuchlen“. Man nimmt zu seiner Bereitung 1/2 Kilo Mehl, 125 Gramm Butter, 100 Gramm Zucker, 8 Eigelb, 1/2 Kilo weißen Käse (Topfen), 35 Gr. trockene oder einen Tassenlopf dicke Bierhefe, 125 Gr. kleine Rosinen und 1/2 Liter Milch. Das Mehl rührt man mit der in der warmen Milch aufgelösten Hefe zu einem lockeren Teige, der an warmen Orte aufgehen muß. Währenddessen reibt man die Butter zu Sahne, fügt die Eigelb, nach und nach den Käse, die abgeriebene Schale einer Citrone, etwas Salz, den aufgegangenen Teig, zuletzt die Rosinen hinzu. Nun formt man auf einem mit Mehl bestreuten Brett etwa fingerlange Würstchen oder kleine Ängeln, läßt diese „Käsefuchlen“ auf einem ebenfalls mit Mehl bestäubten Brett aufgehen, bäckt sie in guter, nicht zu heißer Backbuter schön goldgelb, läßt sie auf Löschpapier abtropfen und bestreut sie mit Zucker und Zimmet. E. R.

**Bischofsbrod** besteht aus 1/2 Kilo Zucker, 14 Eiern, 125 Gr. Butter, 300 Gr. Weizen und 100 Gr. Kartoffelmehl. Man rührt 12 gelbe und 2 ganze Eier mit dem Zucker, auf dem die Schale einer Citrone abgerieben wurde, schäumig, verbindet die Masse mit der zu Sahne gerührten Butter und mischt das Mehl, zuletzt den festgeschlagenen Eiweißschnee leicht darunter. In eine mit Butter ausgestrichene Form oder in flache Papierkasten gefüllt, muß das Brod in mäßig heißem Ofen 1 1/4—1 1/2 Stunde backen. Auch kann man es, erkaltet, in beliebige Stücke schneiden und glaciren. E. R.

**Bronziren.** — Es giebt zum Bronziren nichts Besseres und Bequemeres, als die Anwendung von Pulver und Tinctur. Wenn die Vergoldung abdrang, so war das Verfahren ein unrichtiges. Man bediene sich der französischen Bronze-Tinctur, bestreiche glatte Flächen mit derselben, lasse sie so lange trocknen, bis die Feuchtigkeit eben noch am Finger haftet, überpudere dann die Platte mit dem Pulver und verreise es leicht und recht gleichmäßig mit Watte. Beim Malen feiner Linien und Verzierungen löse man einen Theil des Pulvers in einem angemessenen Theile der Tinctur auf, so daß sich Beides vollkommen verbindet, und tusche es einfach mit dem Pinsel auf. Ein Abspringen ist fast undenkbar und könnte sich nur erklären, wenn eine ganz unvorhältnismäßig große Portion Gold genommen wäre oder die Tinctur nichts taugte. R. S. S.

**Strazburger Gänseleber Pastete.** — Zu einer großen Pastete gehört eine Gänseleber von 1/4 Kilo, die, von einer genubelten Gans genommen, vollkommen weiß sein muß; ferner 1/4 Kilo Schweinefleisch, 1/4 Kilo Speck oder frisches Schweinefett und 1/2 Kilo Trüffeln, doch wähle man stets Prigorod und nehme, wenn der Preis zu hoch, lieber etwas weniger. Die Leber wird an der Stelle, wo die Galle saß, zerschnitten und in zwei Theile getheilt, Sehnen und etwa anhaftendes Fett werden entfernt und die Haut vorsichtig abgezogen. Die Trüffeln büstet man sorgfältig rein, schält sie fein, schneidet 2—3 Stück in längliche Stifte und spickt mit diesen die Leber, die, leicht gesalzen, bis zum Gebrauche liegen bleibt. Von dem Schweinefleisch schneidet man die Hälfte in kleine Stücke und schneidet sie mit etwas Schweinefett, einigen in Scheiben geschnittenen Zwiebeln, Salz, Pfeffer und den etwaigen Abfällen der Leber auf raschem Feuer steif, läßt dann aber das rohe wie das einpassirte Fleisch, nebst dem Schweinefett, wiederholt durch die Fleischhad-Maschine gehen. Ist eine solche nicht vorhanden, so muß die Masse im Mörser gestoßen oder mit dem Reiser möglichst fein gewiegt werden. Zuletzt fügt man Salz, fein gestoßene Kräuter, wie Majoran, Thymian, Basilicum, und die ebenfalls fein gewiegten Trüffelstücken hinzu. Bei dem Zugabe der Kräuter, die stark aromatisch sind, ist in dessen Vorlicht anzupassen; ein Zuviel kann leicht das Ganze verderben. Eine große Hauptfrage bei der Feinheit der Pastete ist ferner die Beschaffenheit der Farce; diese muß sorgfältig durch ein Haarsieb gestrichen werden, und es ist darum gut, sie zuvor möglichst fein zu wiegen. Ist die Masse soweit vorbereitet, so schreitet man zum Einfüllen der Pastete, wobei man sich am besten eines Strazburger, mit Deckel versehenen irdenen Topfes bedient. Nachdem der Boden und die Seitenwände mit Streifen feinen Luffspecks ausgelegt worden, füllt man die Farce zunächst fingerdick hinein, wechselt dann mit Leber, Trüffeln und Farce schichtweise ab, derart, daß oben ein etwa fingerbreiter Rand frei bleibt, und bedeckt die Pastete ebenfalls mit Speckscheiben. Den mit einem Deckel zugedeckten Pastetentopf stellt man nun in ein flaches Geschir mit kochendem Wasser, und läßt ihn, das eintochende Wasser ab und zu erneuernd, 1 1/2—2 Stunden im Ofen backen. Ist die Pastete gar und erkaltet, so füllt man den Topf bis zum Rande mit zerlassenen Schweinefett, bedeckt ihn mit einem rundgeschneittenen Papierbogen und bewahrt die Pastete bis zum Gebrauche an einem kühlen Orte.

**Eier frisch zu erhalten (30).** — Man legt die Eier entweder in Materialien, welche der Luft den Zutritt wehren, oder aber man verschließt die freien Poren der Schalen durch besondere Stoffe. Den ersteren Zweck erfüllen am besten Roggenkörner, in welche man Eier so steckt, daß sie sich gegenseitig nicht berühren; der Roggen kann in Haufen oder in Kästen liegen. Sand, Kleie, Häfel, Spreu, Holzasche etc. ergeben nicht ein gleich gutes Resultat. Hübliche Erfolge erzielt man auch, wenn man die Eier einzeln in festes Papier wickelt und sie in einem frostfreien Raume auf Stellagen derart aufbewahrt, daß das stumpfe Ende nach unten zu stehen kommt. Auch Baselin ist ein vorzügliches Conservierungsmittel. Nachdem die Eier sorgfältig gereinigt sind, werden sie mit dieser Substanz eingerieben, welche letztere Prozedur nach einigen Monaten zu wiederholen ist. Andere Fette und Oele werden leicht ranzig und theilen diesen Geschmad dann den Eiern mit; am besten dürfte noch reines Oliven-Öel sein, in welches etwas Wachs eingeschmolzen ist. Bei diesem Verfahren sind die Eier noch nach acht bis neun Monaten vollständig frisch.

Ferner ist ein mehrere Minuten (3-4) langes Eintauchen der Eier in eine fünfprozentige Salicylsäure-Lösung, dann Abtrocknenlassen an der Luft und Aufbewahren in Kästen ohne Unterlage an trockenem, frostfreiem Orte gleichfalls zu empfehlen. — Das älteste Verfahren besteht in dem Conserviren durch Kalkmilch, welches auch heute noch im Großen in Frankreich, England und Amerika angewandt wird. Die Flüssigkeit stellt man her, indem man ein Faß zur Hälfte oder zu zwei Dritteln mit Wasser füllt und auf jeden Eimer 1/2 Pfund gelöschten Rauerfall einträgt; die frischen Eier werden sorgfältig und dicht, mit dem stumpfen Ende nach unten, in ein anderes Faß gebracht, mit der Flüssigkeit, welche man einige Tage hat stehen lassen, übergossen und das Ganze so an einem kühlen Ort aufbewahrt. Nachdem die Eier drei Wochen in Kalkmilch gelegen haben, werden sie an der Luft getrocknet und in Kästen, ohne jede Unterlage, aufbewahrt. Langes Liegenlassen in Kalkmilch bewirkt ein Brüchigwerden der Schale und einen fettigen Geschmack der Eier. Vielleicht theilt die „junge Hausfrau“ und nach einiger Zeit die mit dem einen oder dem anderen Conservirungsmittel erzielten Resultate mit.

**Eier frisch zu erhalten (30).** — Eine von mir und Gerni vielen anderen Hausfrauen erprobte Art der Aufbewahrung von Eiern besteht darin, daß man in 10 Liter Wasser 1/2 Liter gelöschten Kalk auflöst und die Eier hineinlegt. So erhalten sich die Eier mindestens ein Jahr frisch; auch läßt sich das Eiweiß ganz gut zu Sahne schlagen; nur kochen kann man die Eier nicht, weil die Schale durch das Kaltwasser mürbe wird.

**Gausran an der Börde.**  
**Compote savoyarde.** — Dieses Compote wird aus verschiedenen Früchten und Gemüsen hergestellt, und zwar eignen sich hierzu besonders folgende Arten: kleine Birnen, Quitten, Kirschen, Melonen und Aprikosen; Carotten, grüne Bohnen, Blumenkohl und Gurken. Jedes wird in seiner Weise vorbereitet, in passende Stücke geschnitten und in Wasser, — die Gemüße mit ein wenig Salz, — gar gekocht, hierauf in kaltes Wasser geworfen und zum Abtropfen auf ein Sieb geschüttelt. Alsdann legt man die Früchte und Gemüße bunt durcheinander in eine Terrine, übergießt sie mit leichtem Zucker syrup, welcher nach Verlauf von 10-12 Stunden wieder abgeseigt wird und dann mit einem neuen Zusatz von etwas Zucker und Essig (zu 1/2 Liter Syrup 1 Eßlöffel Essig) nochmals einzukochen und wieder heiß über das Compote zu gießen ist. Letzteres muß mindestens vierundzwanzig

Stunden vor dem Serviren des Compotes, damit es gut durchziehen kann, geschehen.

**Fußboden-Wichse.** — Zur Bereitung dieser Fußboden-Wichse nimmt man 15 Liter Achenlauge von 10-12% Stärke, 400 Gramm Potasche, 2 Pfd. gelbes Wachs, 200 Gramm Farbe (Goldoder), nach Belieben licht oder dunkel, 100 Gramm Tischerleim, 25 Gramm Gummi arabicum, 25 Gramm Seife und 1/2 Liter Spiritus. — Gelbe Fußboden-Wichse erhält man durch Zusatz von 200 Gramm fein pulverisirtem Goldoder, braune Fußboden-Wichse durch Zusatz von circa 200 Gramm fein pulverisirtem Umbra. Die Herstellung ist folgende: Man bringt die ganze reine Achenlauge mit der Potasche in einem Kessel zum Sieden, giebt hierauf das vorher feingehabte Wachs hinein und läßt es so lange kochen, bis das Wachs mit der Lauge sich vollkommen verbindet und zerfließt. Nachdem dies geschehen ist, wird der Goldoder, feingestochen, hineingeschüttelt und recht gut gerührt. Nach einer Weile giebt man den in Lauge vorher aufgelösten Leim und Gummi arabicum, dann die Seife hinein, läßt Alles wohl verkochen, rührt es öfters um, da sonst die Farbe zu Boden fällt, und gießt, wenn die Wichse fertig ist, nach und nach, bei jedesmaligem Umrühren, den Spiritus hinzu. Ehe die Wichse aufgetragen wird, muß der Fußboden ganz rein gewaschen, trocken und von allen Fettsüden befreit sein, worauf man ihn mit einem Pinsel ganz trocken streicht und mit einem Tuchlappen so lange reibt, bis er Glanz erhält; zuletzt wird der Boden noch leicht mit Wachs überzogen und dann das Bürsten wiederholt.

**Gepreßte Blumen für Lichtschirme, Gratulations-Karten und dergleichen** sollen nicht in Geschäften zu haben sein, wie dieses in Nr. 2 behauptet wurde. Dies ist nicht richtig. Ich selbst habe solche Blumen aus dem großen Garten-Geschäfte von Schmidt in Erfurt bezogen.

**Blanche in Bern.** — Um ein Brautpaar bei Gelegenheiten eines Familienfestes mit geringen Kosten zu feiern, bedarf es, sagt man, nicht eines großen Saales, sondern eines guten Willens. Genügt ein Zimmerchen des Hauses bei Tisch durch Blumen und Kerzen nicht, auch nicht eine Rede oder junger Mädchen, das in passenden Worten, — möglichst in Versen, — sei es als Amor, Venus, Fortuna, oder als Handmaid, Waldgott, Elfe, den Geliebten Segen und Segen, Dauer ihres Glückes etc. verschickt und ihnen als Symbol irgend ein kleines, entsprechendes Geschenk überreicht. Sollte die Stimmung mehr humoristisch sein, so giebt es vielleicht einen Künstler, der in wenig Strichen auf eine große Tafel, wie sie im Schulzimmer üblich,

Scenen zeichnet, die das Liebespaar, ehe es sich schenken, seine Leiden und Freuden darstellt, und einen Erklärung, der in Räthsel-Form die Bilder deutet. Es würde zu weit führen, das vielfach zu modifizierende Thema näher anzuführen; vielleicht genügen die hier gegebenen Andeutungen.

Bei Bereitung eines Kuchen ohne Hefe erzieht man diese, indem man auf 1/2 Kilo Mehl 5 Gr. Natron und 10 Gr. Weizenkeim rechnet; doch muß das Natron, in Milch aufgelöst, gleich beim Beginn des Einrührens in den Teig gegeben werden. Der Weizenkeim aber, in Wasser gewaschen, erst zuletzt, unmittelbar bevor der Kuchen in den Ofen gegeben wird. — Regenwasser kann man so lange sparen, als es nicht saul und überreichend wird. Beides ist von der Temperatur abhängig. — Ihre letzte Frage war leider nicht zu entziffern.

**Anton D.** — Carton-Papiere können, je nach der dickeren oder dünneren Beschaffenheit, mit Stärkeleim oder aufgelöster Gelatine zusammengeklebt werden und erhalten bei Anwendung beider Mittel eine große Härte.

**Frau Marie H. in P.** — Beim Aufpolieren von Mahagoni-Möbeln ist es allerdings möglich, denselben durch Auftragen einer Peise einen dunkleren Ton zu verleihen; indessen sollte bei wirklich guten Möbeln, falls man nicht über einen zuverlässigen Tischler verfügt, der Versach lieber nicht gemacht werden, da die natürliche Maserung leicht leiden kann, die schöne Naturfarbe des alten Mahagoni auch nur unvollkommen ersetzt wird.

**J. B. in S.-De.** — Ein besonderer Wert über die Behandlung der Patent-Stichtmaschine giebt es, soviel ich bekannt, nicht; jedenfalls aber erfahren Sie Näheres durch die Stichtmaschinen-Fabrik von Gutmann, Berlin, C. Alexanderstr. 1, oder durch Schirmer, Blas & Co., Oranienstr. 21.

**H. B. in P.** — Aufschlag-Eisen in verschiedenen Mäßen, für alle Arten von Stößen passend, sind in jedem größeren Eisengeschäft zu haben. J. B. in Berlin bei Paul Schimpf, W. Potsdamerstr. 2.

**Langjährige Abonnenten in Baden.** — Ueber dergleichen gesellschaftliche Formen giebt es keine bestimmten Vorschriften. Man richtet sich eben nach den Gewohnheiten des Ortes, denen man sich möglichst weise fügen muß.

**Agathe B. in R.** — 3. Aufträge, „Leitfaden des Schachspiels“, Leipzig, Zeit und Comp.

**Henriette.** — Wir vermögen leider nicht zu raten.

**Zu dieser Nummer gehört ein Modenbild, für die Abonnenten der großen Ausgabe zwei Modenbilder und ein Kinderbild.**

Von der „Illustrierten Frauen-Zeitung“ erscheinen jährlich 24 Unterhaltungs-Rummern zu je 2 bis 2 1/2 Doppelbogen, 24 Moden-Rummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. (1 Gulb. 50 Kr., mit Postzusendung 1 Gulb. 80 Kr.)

Die Fest-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Bildermappe“; das Fest (24 jährlich) kostet 50 Pf. (30 Kr.)

Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. (2 Gulb. 55 Kr., mit Postzusendung 2 Gulb. 85 Kr.) — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme für die Fest-Ausgabe auch alle Postanstalten.

# Weisse Seidenstoffe

ca. 100 verschiedene Qualitäten — direct an Private — ohne Zwischenhändler:

**Weissseidene Marcellines und Taffete (ganz Seide)**  
Mk. 1.45-1.75-3.55-4.30 per metre.

**Weissseidene Ripse (ganz Seide)**  
Mk. 2.45-3.55-4.95-5.50-6.35-7.40-8.50-9.15-10.90 per metre.

**Crème-weissseidene Ripse (ganz Seide)**  
Mk. 2.45-3.55-5.50-6.35-8.50 per metre.

**Weissseidene Satins merveilleux (ganz Seide)**  
Mk. 3.55-4.35-4.95-5.75-6.90-7.70-8.60-10.25 per metre.

**Crème-weissseidene Satins merveilleux (ganz Seide)**  
Mk. 3.55-4.35-4.95-5.75-6.90-7.70-8.60-10.25 per metre.

**Weissseidene Surahs (ganz Seide)**  
Mk. 2.95-3.90-4.65-5.30-5.90-6.75-7.55 per metre.

**Crème-weissseidene Surahs (ganz Seide)**  
Mk. 2.95-3.90-4.65-5.30-5.90-6.75-7.55 per metre.

**Weisse Moirée antique (ganz Seide)**  
Mk. 7.70-8.65-10.00-11.05 per metre.

**Weissseidene „Faille Française“ (ganz Seide)**  
Mk. 3.85-4.65-5.45-6.90-8.65-9.80-10.90-12.40 per metre.

**Weisse halbseidene Atlasse**  
Mk. 1.25-1.95-2.70-3.10-3.55-3.95-4.30-5.15 per metre.

**Crème-weissseidene Atlasse**  
Mk. 1.25-2.70-3.55-4.30-5.15 per metre.

**Weisse Satins Duchesse (ganz Seide)**  
Mk. 2.95-5.45-6.10-6.90-7.70-8.65-9.45-10.90-12.40-14.60-18.25 per metre.

**Crème-weisse Satins Duchesse (ganz Seide)**  
Mk. 5.45-6.10-7.70-9.45-12.40 per metre.

**Weissseidene Damaste (ganz Seide)**  
Mk. 3.90-5.90-7.85-10.25-11.60-14.— per metre.

**Crème-weissseidene Damaste (ganz Seide)**  
Mk. 5.90-7.85-10.25 per metre.

**Crème-weisse Moire Française (ganz Seide)**  
Mk. 7.70-8.65-10.00-11.05 per metre.

porto- und zollfrei in's Haus geliefert ohne irgend welche Nachzahlung nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn. — Muster umgehend.

Briefe nach der Schweiz kosten 20 Pf. Porto.

## G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik - Dépôt in Zürich (Schweiz).

Eigene Speditionshäuser für Deutschland: in Lindau, für Oesterreich-Ungarn: in Bregenz.

Verlag von Franz Kipperheide in Berlin.

Lehrbücher der Modenwelt.

Erster Band.

### Die Anfertigung der Damen-Garderobe.

Von Hedwig Lechner und Gunda Beeg.  
Mit 638 Illustrationen. — Kleines Quart-format.  
In elegantem Einbände 11 Mark 40 Pf.

Durch seine Vollständigkeit und Ausführlichkeit wird das Werk nicht nur Neulingen ein sicherer Leitfaden, sondern auch schon Erfahreneren ein sehr willkommener Rathgeber sein.

Zweiter Band.

### Die Anfertigung der Kinder-Garderobe.

Von Hedwig Lechner und Gunda Beeg.  
Mit 580 Illustrationen. — Kleines Quart-format.  
In elegantem Einbände 8 Mark 40 Pf.

Die auf der neueren Gesundheitslehre beruhende Einfachheit der heutigen Kindertracht begünstigt deren Anfertigung im Hause durch Mütter und Schwestern in hohem Grade. Wir hoffen, den liebevoll schaffenden Händen mit unserem Werkchen eine fördernde und erleichternde Anleitung zu übergeben.

### Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der Photographischen Gesellschaft, Berlin (enthaltend religiöse historische, allegorische, Genre-, Jagd- und Sportbilder, Gallerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen.



Eingeführt von **Friedr. Carl Ott, WÜRZBURG**

12 grosse Flaschen in 12 vorzüglichen Sorten  
Kiste & Packung frei  
**MARK 19** ab Würzburg  
Preisbuch gratis franco

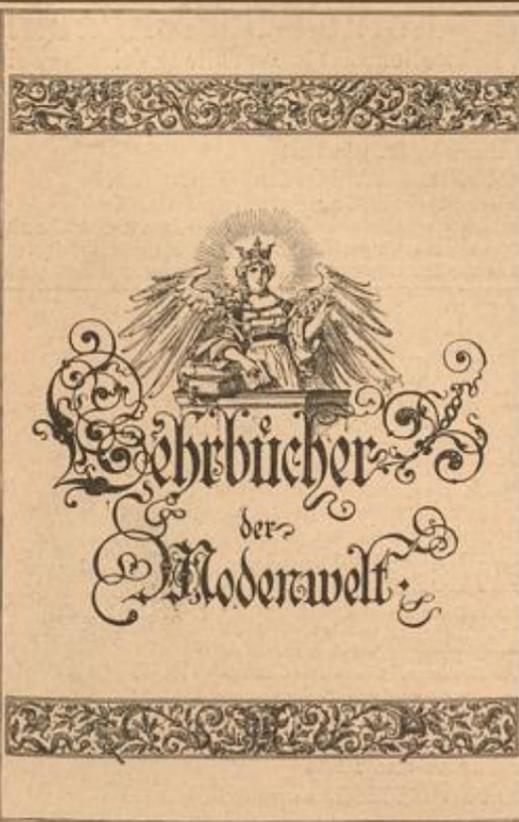
Atelier und Schule für Kunststickerei von **Frau Elise Bender, Wiesbaden**, Hofstickerin 3. Kgl. Hoh. der Frau Prinzessin Louise von Preußen u. des Herzogs Adolph von Nassau. Gold. Medaille Amsterdam 1880. liefert in tadelloser Ausführung nach allen künstlerischen Entwürfen: Kirchen-Parasente, Vereinsfähnen, Zimmer-Decorationen, Hof- und Gesellschafts-Toiletten, Familienwappen, Goldstickereien in jeder Technik, Uniformen, Monogramme und Weißstickereien vom aller-einfachsten bis reichsten Genre. Für alles vorgenannte zu billigen Preisen Entwürfe u. Uebertragen auf alle Stoffe. Aufträgen der Arbeiten. Empfohlen von höchsten Vereinen, Hochschulen u. zahlreichen Vereinen. Ebenso empfohlen von der Redaction d. Blattes. Auskunft daselbst. Pension für auswärtige Schülerinnen M. 75 pro Monat incl. Schulgeld.

### Damenhemden

zum practischen Gebrauch, von vorzüglichem Hemdentuch, im bewährtesten Schnitt sauber gearbeitet und mit gediegener Handstickerei garnirt. 1/2 Dhs. für 15 Mark franco gegen Nachnahme.  
**Kronheim & Greiffenhagen, Hoflieferanten, Magdeburg.**

### Tutti Frutti,

ein ganz vorzüglich wohlriechendes, aromatisches und erquickendes Compot, nur aus Beerenobst hergestellt, empfohlen als Hygienesalut und verfeinert.  
**C. N. Sebastian & Co.,** Früchte-Conferven-Fabrik, Wilsdruff bei Dresden.  
NB. Außerdem zu haben in den meisten besseren Delicatessen-Handlungen.



### Anzeigen

Sollte solche nicht als für die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ ungeeignet von uns angesehen werden sollten, finden zu dem Preise von 1 Mark für die einseitige Kopie eine Zeile oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annahmen.

Bureau, sowie in den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung zu Berlin W., Potsdamer Straße 38, und zu Wien I., Operngasse 3.  
Anzeigen erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt, so lange der Inserations-Auftrag dauert.

### Jede Dame ist

im Stande altdeutsche gepunzte Federarbeiten als schöne Geburtstag- und Gelegenheitsgeschenke herzustellen. Wertgegenstände mit Anleitung und Vorlagen hierzu. Preis M. 6, R. 10 u. M. 15, sowie Holz- und Lederbrandapparate, Preis R. 20 u. M. 25 versendet Gustav Frische, Königl. Hoflieferant, Leipzig.  
Illustr., Prospekte und Preislisten franco und gratis.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

# Jugendbrunnen.



Alte Reime  
mit neuen Bildern  
von  
**Fedor Flinzer.**

In elegantem Einband mit farbigem Umschlag.

Preis: 4 Mark.

### Inhalt:

- |   |   |
|---|---|
| 1. Höre, mein Kindchen, was ich dir will<br>singen. | 12. Hinter mei'n Gartenzaun.                        |
| 2. Ein popelo, was raschelt im Stroh?               | 13. Mal'fäfer flieg.                                |
| 3. Fünf Engel haben gefangen.                       | 14. Pfeifel, willst du nicht gerathen.              |
| 4. D' Engel han's Bedd gemacht.                     | 15. Pudel, Pudel, beiß mich nicht.                  |
| 5. Abc, das Kästchen lies in'n Schnee.              | 16. Puthöfen, Puthöfen, wat deist up<br>unien Hoff. |
| 6. Tang, Kindchen, tang.                            | 17. Ein Hahn und ein Hahn.                          |
| 7. Vogel, die nicht singen.                         | 18. Es ging eine Fleg' am Weg hinaus.               |
| 8. Der ist ins Wasser gefallen.                     | 19. Gräß dich Gott, mein lieb Aegeli.               |
| 9. Rosmarin und Thymian wächst in unserm<br>Garten. | 20. Steht die Alte im Walde.                        |
| 10. Schnecke, Schnecke, schneiere.                  | 21. Suchs, du hast die Gans gefohlen.               |
| 11. Ihr Diener — was machen denn Ihre<br>Hühner?    | 22. Hora, hora! mein' Käb' sind alle nei.           |
|   | 23. Zwischen Berg und tiefem, tiefem Thal.          |
|   | 24. Herr Demerech.                                  |

Dieses neue Bilderbuch enthält auf 24 Blättern fein colorirte Illustrationen zu ebenso viel Kinderreimen, nebst einem colorirten Titel. Flinzer's getreue Wiedergabe der Natur, sein prächtiger, niemals zur Caricatur hinabsteigender Humor gelangen darin zum vollendetsten Ausdruck. Die charakteristische Art, in welcher sich überdies die Bildchen in ihrem frischen Colorit dem Text anschließen, macht den „Jugendbrunnen“ zu einem Born der Unterhaltung für die Kleinen, aus dem sie an der erläuternden Hand der Mutter oder älteren Schwester eine Fülle von Anregung schöpfen werden.

Die Ausstattung des Werkes auf festem, starkem Papier ist eine durchaus gediegene.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:  
**Für die Fastnachtszeit! Ueber 250 Kostümbilder:**

Historische Kostüme, Volks-Trachten und Phantasie-Kostüme.

## BLÄTTER FÜR KOSTÜMKUNDE.

Historische und Volks-Trachten.

Neue Folge.

Unter Mitwirkung verschiedener Künstler herausgegeben von

**A. von Heyden.**

Bisher erschienen 210 Blätter.

Preis des einzelnen Blattes 40 Pfennig.

## BLÜTHENZAUBER.

Von **Ludwig von Kramer.**

24 Blätter in Farbendruck.

In eleganter Mappe mit colorirtem Titel. Preis 5 Mark 40 Pf.

Preis des einzelnen Blattes 30 Pfennig.

## BLUMENKINDER.

Von **Paul Nauen.**

24 colorirte Blätter.

In eleganter Mappe mit colorirtem Titel. Preis 3 Mark 60 Pf.

Preis des einzelnen Blattes 20 Pfennig.

### Verzeichniss

sämmtlicher Nummern der „Blätter für Kostümkunde“, von „Ludwig von Kramer's Blütenzauber“ und „Paul Nauen's Blumenkinder“. Mit 15 verkleinerten Abbildungen aus den Blättern für Kostümkunde und einem colorirten Titelblatte aus den Blumenkindern. 28 Seiten in Klein-Octav auf feinstem Kupferdruck-Papier.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin.

# Die Gartenlaube

beginnt am 1. Januar einen neuen Jahrgang

mit H. Heimbürgs fesselndem Roman „Herzenskrisen“ und  
A. Schneegans sizilianischer Novelle „Speranza“.

Zu beziehen in Wochen-Nummern (Preis M. 1. 60. vierteljährlich)  
oder in 14 Heften à 50 Pf. oder 28 Heftheften à 25 Pf. durch  
alle Buchhandlungen. Die Wochenausgabe auch durch die Postämter.

## Sammet und Seidenstoffe

jed. Art, gr. Ausw. v. schwarzen, weissen u. farbigen Seidenstoffen zu Brautkleidern empf. zu billigsten Preisen die Seiden- und Sammet-Manufactur von  
**M. M. Catz in Crefeld.**



## Krankenfahrräder

bequem, leicht handlich, solid gebaut und von geschmackvollem Aussehen liefert in verschiedenen Systemen und Größen zum  
Preis von 36—250 Mark die

Dresdener Krankenträgerfabrik

**G. E. Höfen, Dresden-N., Königsbrückerstr. 75.**

Ausführl. illustr. Cataloge auf Verlangen gratis u. franco.

## J. Vint, Spigen-Manufactur

Berlin, Jägerstraße 23.

Größtes Lager sämmtl. Spigen u. Spigenartikel. Recht und Imitation. Spigenconfection. Spigenwäsche. Ausbesserung. Application.

## Perl-Passementerien

in den neuesten Dessins, schwarz und farbig. Sämmtliche Artikel zur Damenschneiderei.

Knöpfe, Schnallen und Agraffen.

Beste Schweissblätter, Möbelpolsterungen.

Häkelarbeiten u. -Muster, Nähmaschinen.

**Gebrüder Schüler** Nachfolger.

Berlin W. 61, Markgrafenstrasse 61.

## Bedeutende Preisermässigung.

Deutschland 18968 Oesterr.-Ungarn 12032

Zur Erleichterung der Schneiderei liefert die besten Kleidergestelle aus spanischem Rohr, verstellbar u. unverstellbar, in 14 Nummern, Rockgestell von 5 Mk. an, ganze Figur von 8 Mk. an, von in- u. ausländischen Lehranstalten bestens empfohlen, von jetzt an bedeutend billiger die Kunstkorblecherei von B. Tettweiler in Berlin W. Königin-Augusta-Str 19. Verpackung gratis.

Nemester Catalog u. Preisliste gratis u. franco.

## Schriftstellernden

Damen u. Herren empfiehlt sich eine Bild. Verlags- u. Buchdruckerei, Druck u. Vertrieb ihrer Erfindungswerke. Berechnung, word. gern aufgestellt u. Anz. unt. Chiffre J. 72735 durch Haasenstein & Vogler, Stuttgart, erbeten.

**Schüller & Seidel**  
Chemnitz.  
Größtes Berlin-Geschäft für Neuheiten in  
**Kleiderstoffen**  
und  
**Schwarz Cadmir.**  
Reine Wolle, 110 Ctm. breit  
von 1 Mark 30 Pf. an.

**Augel. u. fertige Buntstickereien,**  
Gefärbte Arbeiten etc. Stickmaterial, bei  
Schw. Rott. Dien IX, Pichtheimstr. 63.  
Auch als Geschenk passend!

**Tragbare Oefen**  
mit Carbonatn-Heizung.  
Die Oefen brennen ohne Schornstein, rauch- und geruchlos und werden bedürftig auch da gestattet, wo sonst Feuerungsanlage unter-sagt ist. Vielfache Anerkennung. Diese Oefen functioniren ohne Beaufsichtigung und Bedienung Tag und Nacht vollst. gefahrlos. Kleinsten Ofen, ca. 1 mtr. hoch, inclusive Füllung für ca. 2 Monate 30 Mt.  
C. Natron-Heiz-Co.  
Alwin Nieske, Dresden.

Gegen Imitation  
Garantirt echten  
**Tiroler**  
**Damen-Kleider-Loden**  
80 cm breit zu 90 Kr. M. 150 u. fl. 110  
M. 185 empfiehlt und sendet auf Verlangen Muster  
**Anton Dolz, Klagenfurt.**

Muster franco.  
Kleider- u. Confections-Neuheiten  
jede Maßzahl zu  
besonderen  
Agenten gesucht.  
**E. Ahlheim, Webwarenfabrik,**  
Reichenbach i. Vogtl.

**LIPPANN'S**  
**KARLSBADER**  
BRAUSE-PULVER  
mit Hilfe der Karlsbader  
Quellenproducte bereitet,  
bieten ein Heilmittel, das bei  
**Magen-, Darm-, Leber-,**  
**Nieren- und Blasenleiden**  
mit den günstigsten Erfolgen ange-wendet wird.  
Sie sind bei Trägheit des Magens und Darmes (meist Folgen sitzender Lebensweise), bei Blutandrang, Kopf-schmerz, Schwindel, Migraine, Hamor-rhoidealiden etc. alibewährt. Sie verhindern und beheben abnorme Säurebildung im Magen, Blase, Nieren- und Harnorganen, befördern die Verdauung und regeln die Ent-leerungen.  
Käuflich in den Apotheken in Schachteln zu 2 fl. (3 Mk. 50 Pf.), und zu 10 Kr. (1 Mk.).  
Central-Versandt:  
**Lippmann's Apotheke, Karlsbad.**

## Neuheit. Ofenschirme, kein Eisen, D. R. P.



Diese Ofenschirme von Holz sind feuerfest und bieten eine bessere Schutzkraft als Blechschirme, sind ebenso billig wie jene, sehr elegant, zu jedem Reublement passend, in Schwarz, Kirschbaum, antik Eichen etc., mit den billigsten bis zu den elegantesten Dessins, mit Metallbeschlägen in Cuivre poli, Nickel etc. in größter Auswahl.  
Bezugsquellen werden von uns prompt und unentgeltlich nachgewiesen.  
**Dauids & Co., Hannover.**

## Englische Strickwolle

weiche **Kammgarne** von unübertreffl. Haltbarkeit, zu M. 2.55 und M. 2.80 per vollw. Pfund. **Kameelhaargarn**, seidenweich, naturfarbig, 4- und 5-fach, à 4.75 per Pfund, die feinsten und besten Normalwollen zu Strümpfen und **Congo-Wolle** Unterkleidern à 4.60 und 4.90 per Pfund. **Rock- und Deckenwollen**, 4-, 6-, 8- und 10-fach in vielen prächtvollen Farben, à 3.90 per Pfund, echt englische **Vigognen, Estremadura, Baumwollen** in grosse **Gardinen-Häkelgarne, Baumwollen** artiger Auswahl zu ungewöhnlich niedrigen Preisen. **Leinen-Strickgarn!** Normalwollene, halbwoollene und baumwollene Tricotagen! **Strickerei** nach Maass, auch aus den feinsten Baumwoll-Nrs. Es versäume Niemand im eignen Interesse, Farbenkarten und Preislisten zu verlangen; die Güte und Billigkeit meiner Waaren wird von Hunderten der Leserinnen d. Bl. gerühmt!  
**Paul Hoffmann, Ruhrort a. Rh.**  
(Engroslager für Wiederverkäufer in Berlin u. London.) Zur Komplettirung der Poststücke an Private können selbstimportirte **Java-Kaffees** und **chin. Thees** sehr vortheilhaft mitbezogen werden.

Unentbehrlich für jede Dame und Hausfrau ist  
**Vorwerk's Patent-Rock- u. Kleider-Gurt.**  
Derselbe erleichtert ungemein die Anfertigung von Unterröcken und Kleidern und sitzt bequem und anschliessend über den Hüften. — Der Gurt ist mit Unterfutter in einem Stück rundgewebt und giebt ein tadelloses Hüften. Er zeichnet sich durch große Haltbarkeit und Preiswürdigkeit aus und ist besonders den Hausfrauen zum Verlängern und Ausbessern eines unten schabhart gewordenen Kleidungsstückes zu empfehlen. — Der Patent-Gurt wird bereits seiner practischen Eigenschaften wegen von den meisten Japan-Fabrikanten für bessere Qualitäten Unterröcke angewandt. — Will man daher sicher gehen, beim Einkauf eines fertigen Unterröckes einen soliden, gut sitzenden Rock zu erhalten, so fordere man einen solchen mit Patent-Gurt.  
Der Artikel ist in fast allen Handlungen vorräthig. — Jedes Paquet trägt die Aufschrift: „Vorwerk's Patent-Gurt.“

**Clemens Müller, Dresden-N.**  
Nähmaschinen-Fabrik \* gegründet 1855  
empfehl. in vorzüglichster Ausführung die hochartigen neuen **DOMINA & STELLA** Nähmaschinen für Haus und Gewerbe.  
Vortheile:  
Sehr leichter geräuschloser Gang,  
unübertroffene Leistungsfähigkeit,  
gediegene hochelegante Ausstattung.

Die Fabrik von  
**Gelbke & Benedictus, Dresden,**  
empfehl. in reichster Auswahl:  
**Cotillon-Gegenstände** als: komische Kopfbedeckungen, Orden, Cotillontouren, Knallbonbons, Attrapen, Saaldecorationen, Papierlaternen, Masken, Perrücken, Costüme aus Stoff und Papier, **Bigotphones** u. s. w.  
**Carneval-Spiele** für Garten und Haus  
reizend! **Künstliche Pflanzen.** naturwahr!  
Illustrirte deutsche und französische Preisbücher Saison 1887 gratis und franco.